

Maria Furtwängler, Filippo Lombardi, Hans Magnus Enzensberger

Nummer 42 – 15. Oktober 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WIRTSCHAFTSWOCHE



Soziale Zeitbombe

Wohlfahrtsstaat: Es drohen Zusatzkosten in Milliardenhöhe.
Von Florian Schwab, Peter Keller und Barbara Steinemann

Hexenjagd gegen Blatter

Der Präsident im Fadenkreuz der Fifa-Heuchler. *Von Philipp Gut und Roger Köppel*

4 194407 006904 42



EDELWISS

Premium Schweizer Möbel und Inneneinrichtung
nach Mass im Chalet- und Landhaus-Stil.



Wut im Bauch: Kommissarin Kambouri ...

Jeder Obstbauer weiss, dass das Zurückschneiden der Bäume für Gesundheit und reiche Ernte sorgt. Das gilt auch für den Sozialstaat, der sonst eine Tendenz entwickelt, unkontrolliert zu wuchern. Was das heisst, weiss die Zürcher SVP-Kantonsrätin Barbara Steinemann, die der Sozialbehörde in der Gemeinde Regensdorf ZH angehört. Sie bietet lebensnahe Einblicke in die absurde Welt der verselbständigten Sozialkassen («Irgendeine Kasse zahlt immer»). Insbesondere bei den Ergänzungsleistungen tickt eine finanzielle Zeitbombe. Wirtschaftsredaktor Florian Schwab kommt beim Sozialstaat zu ebenso alarmierenden Befunden: Bereits jeder dritte Franken, den die Schweizer Volkswirtschaft erwirtschaftet, wandert in den Sozialstaat. Es droht der Infarkt. **Seite 16–21**

Teresa und Tania – zwei junge Europäerinnen, dynamisch, hübsch, mit Wut im Bauch und entschlossen, die Welt zu verändern. Beide stehen für die Zentralthemen, die Europa spalten: Euro-Krise und Migration. Und beide könnten unterschiedlicher nicht sein. Teresa Rodríguez, 34, ist Marxistin und Galionsfigur von Podemos, der spanischen Protestpartei, die das etablierte Zweiparteiensystem ins Wanken bringt. Tania Kambouri, 32, griechischstämmige Polizistin aus Bochum, kämpft gegen die Anarchie auf Deutschlands Strassen und bricht mit Merks Willkommenskultur. Urs Gehrig hat beide besucht. Mit Rodríguez ist er in einem klapprigen Citroën in ihre Heimatstadt Cádiz gefahren. Auf der rasanten Reise durch die andalusische Nacht erzählte sie von Trotzki, Nacktfotos und davon wie sie Spanien von links unten auf den Kopf stellen will. «Die Zukunft wird auf der Strasse entschieden», sagt sie. Das Credo könnte auch von Tania Kambouri stammen. Das Buch der Bochumer Kommissarin über die täglichen Beleidigungen und über die Gewalt wühlt derzeit Deutschland auf. Scho-



... Politikerin Rodríguez.

nungslos benennt sie im Gespräch mit der *Weltwoche* die auffälligste Tätergruppe: junge, muslimische Männer. **Seite 46 und 54**

Rhodos in der Nachsaison: 25 bis 30 Grad, blauer Himmel, eine leichte Brise. Noch immer sonnen sich Touristen am Strand, verwundert blicken sie den ernstesten Anzugträgern nach, die an ihnen vorbeischiessern und so gar nicht zum Urlaubsbild passen. Sie sind Teilnehmer des Treffens des Dialoges der Zivilisationen, der Stiftung des früheren Kreml-Intimus Wladimir Jakunin. Als Wolfgang Koydl ein Interview mit ihm vereinbarte, war er noch Chef der russischen Staatsbahnen. Dann wurde er entmachtet. So fand das Gespräch nicht in Moskau, sondern auf der griechischen Insel statt, was sich klimatisch als Vorzug erwies. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Hostenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarkung: Adextra
Tarife und Buchungen: infoAadextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



BUCHERER.COM

BUCHERER
1888

EINZIGARTIG WIE IHRE EMOTIONEN – SEIT 1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Vorbild Deutschland

Der Vizekanzler setzt sich für Selbstbestimmung ein. Federer als Psychotherapeut. Linke Hohlräume des Denkens.

Von Roger Köppel

Letzte Woche lese ich in einer Anzeige der deutschen Regierung die offizielle Stellungnahme von Vizekanzler Sigmar Gabriel zum geplanten Freihandelsabkommen TTIP zwischen den USA und der EU. Der Sozialdemokrat hält darin ausdrücklich fest, «dass in Europa demokratisch gewählte Parlamente über Verbraucher- und Umweltschutz, soziale Sicherheit und kulturelle Vielfalt entscheiden müssen. Und sonst niemand.» Am Ende würden alle «nationalen Parlamente und das Europäische Parlament» in Bezug auf den Vertrag mit den USA «das letzte Wort haben».

Dieses deutsche Bekenntnis zur europäischen Selbstbestimmung in den bilateralen Beziehungen zu den USA lesen wir als Schweizer gerne. Gabriel beschwört die gleichen Prinzipien, die auch die Schweiz gegenüber den Verträgen mit Europa hochhalten sollte. Zusammenarbeit jederzeit, aber keine Heirat. Am Ende soll der demokratische Souverän, Volk und Stände in der Schweiz, das Sagen haben. Eine Selbstentmachtung darf es nicht geben. Über wesentliche Lebensfragen entscheiden wir selbst. Vizekanzler Gabriel macht mit seinem Inserat gegenüber Amerika deutlich, was unsere Bundesräte gegenüber der EU bis jetzt irritierenderweise unterlassen. Er markiert eine klare Position rechtsstaatlicher Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Vorbild Deutschland.

Das Schweizer Fernsehen verkommt zur Propagandaplattform der vereinigten SVP-Gegner. Täuscht der Eindruck, oder sind die Moderatoren noch arroganter geworden, seit sie nach einem hauchdünnen Mehr direkt-demokratisch mit Staatsabgaben finanziert werden, die vom Leutschenbach-nahen Bundesrat eigenmächtig erhöht werden können? Ich habe nicht mitgezählt, wie oft der abtretende SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi in der letzten «Arena» vom aufreizend selbstverliebten, oder soll man sagen: selbstbewussten Moderator Jonas Projer unterbrochen wurde. Möglicherweise war der Grossteil der Zuschauer eingeschlafen, als der SVP-Veteran vergeblich versuchte, sein Schlusswort unterzubringen, wonach er sich wünsche, dass in der nächsten Legislatur konkordanzgemäss endlich wieder ein zweiter SVP-Bundesrat gewählt werde.



Die Wirklichkeit ist eben doch ein Rorschachtest.

Wie unverschämt die Kollegen des Staatsfernsehens an den Fakten herumschrauben, bis der gewünschte Eindruck entsteht, ist eindrücklich. In einem Sendeabschnitt widmete sich Projer den bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU. Die Regie zeigte eine Grafik mit zwei Quadraten, einem kleinen und einem grossen. Das kleine war die Schweiz, das grosse die EU. Zwischen den beiden Quadraten tauchte eine Brücke auf. Das waren die bilateralen Beziehungen. Dann senkte sich wie in einem Monty-Python-Film von oben ein grosser Quader auf die Brücke. Das war die von Volk und Ständen angenommene Masseneinwanderungsinitiative, abgekürzt MEI.

Dem durchschnittlichen Zuschauer musste sich der Eindruck aufdrängen, die MEI könne die schmale Brücke zwischen der Schweiz und Europa wenn nicht zertrümmern, so doch ernsthaft versperren und blockieren. Angst-



macherei vom Plumpsten. Wir haben an dieser Stelle schon mehrfach nachgewiesen, dass selbst im unwahrscheinlichen Fall einer Kündigung der sechs Abkommen der Bilateralen I keineswegs die Brücken gesprengt und die Taue gekappt wären zwischen der Schweiz und der EU. Im Gegenteil. Macht macht arrogant, und Arroganz macht dumm. Womöglich haben die Fernsehchefs am Leutschenbach noch nicht realisiert, dass die politische Vereinseitigung ihrer Programme jener Partei am meisten hilft, deren Erfolg sie so fieberhaft verhindern wollen.

Ein interessantes neues Buch beschäftigt sich mit der psychologischen Heilungskraft von Roger Federers Tenniskunst. Geschrieben hat es der in Oxford ausgebildete britische Autor William Skidelsky, Sohn des in der Weltwoche auch schon interviewten, berühmten britischen Keynes-Biografen Lord Robert Skidelsky. Wir staunen über die deuterische Kraft des Schriftstellers, der Federers Spiel als «überirdisch, verblüffend» bezeichnet, «besessen von einer Pracht, die ich noch nie auf einem Tennis-Court gesehen habe». Mehr noch als die sportlichen Betrachtungen erstaunen freilich Skidelskys Selbstanalysen. Er schildert seine eigenen Zerrissenheiten als Sprössling einer britischen Intellektuellenfamilie, die den Sohn wegen seiner schon früh ausgeprägten Tennisbegeisterung als blossen «Sportler» belächelte. Jahrelang sei ihm, Skidelsky, daher nicht klar gewesen, wer er denn nun sei – der Geistesmensch oder der Athlet, «der denkende oder der fühlende Mensch». Erst dank Federer, schreibt Skidelsky, habe er seine beiden widerstrebenden Charakterhälften versöhnen, irgendwie wieder ins Gleichgewicht bringen können. Der Schweizer Tennisstar ist schon lange Gegenstand leidenschaftlicher Begeisterungen. Hier wird er zum ersten Mal das Objekt einer handfesten intellektuellen Obsession auf der Grundlage einer überwundenen Persönlichkeitsstörung. Die Wirklichkeit ist eben doch ein Rorschachtest, ein Spiegel unserer seelischen Projektionen. Jeder deutet das hinein, was er erkennen will – und am Ende sehen die meisten sich selbst. Federer, der Therapeut.

Seit längerem frage ich mich, warum SP-Vertreter immer so ungehobelt auftreten, wenn sie über Bürgerliche reden. Besonders unflätig werden die linken Wortführer, wenn man sie mit begründetem Widerspruch behelligt. SP-Präsident Levrat ist ein Meister des gereizten Präventivangriffs, fast schon ein Virtuose schlechter Manieren. Seine Kollegen eifern ihm nach. Meine Vermutung: Die Substanz des linken Denkens könnte historisch mittlerweile derart widerlegt sein, dass anstelle von Argumenten oft nur Beschimpfungen und Selbstgerechtigkeit übrig bleiben. Moralischer Dünnkel füllt die Hohlräume des Denkens.



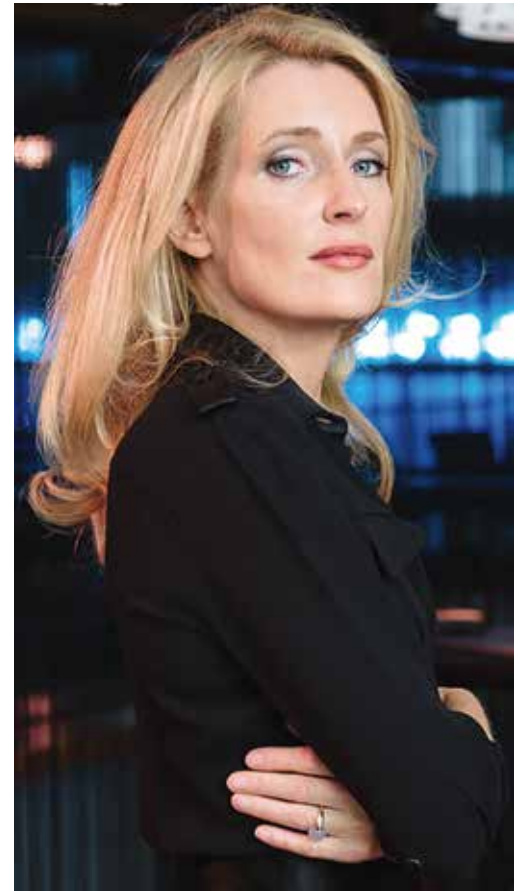
Historische Lektion: Wladimir Jakunin. Seite 48



«Schule des Lebens»: Sepp Blatter. Seite 38



Chaos in Syrien: Seite 44



Achterbahn: Maria Furtwängler. Seite 74

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 Kommentar Leere? Lehren!
- 11 Im Auge Wie der Dalai Lama
- 12 Menschenrechte Zwängerei
- 12 Türkei Blanker Hass
- 13 Asylpolitik Wer hat uns verraten?
- 13 Kulinarik Der Ess-Graben
- 14 Personenkontrolle Darbellay, Leuthard, Tornay, Sommaruga, Müller, Levrat, Girod, Killer, Rossini etc.
- 15 Nachrufe Bruno Gideon, Andreas Höfert
- 16 **Die Bombe tickt**
Die Zuwanderung sorgt für Sozialkosten in Milliardenhöhe
- 18 **Politik** «Schwere des Problems nicht erkannt»
- 21 **Mit Levrat in den sozialen Infarkt**
Die untätige SP wird zur Totengräberin ihrer eigenen Idee
- 24 Die Deutschen Repressalien
- 24 Wirtschaft Jordans kluge Politik
- 25 Ausland Gespensterstunden mit Merkel
- 26 Mörgeli Unterhändler der Masseneinwanderung
- 26 Bodenmann Bäumle, Bäumle, wechsel dich
- 27 Medien Digitale Dienstverweigerung
- 27 Gesellschaft Halbnacht
- 28 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

- 30 **Berufstessiners Powerplay**
Ständerat Filippo Lombardi (CVP) bringt sich in Position
- 33 Asylantenheim «Massiv Kosten sparen»
- 33 Gesundheitswesen Strafverfahren gegen das See-Spital
- 34 **Der Letzte**
Andreas Fischlin und das letzte Aufgebot des Weltklimarats
- 36 **Schweizer Fifa-Heuchler**
Wie glaubwürdig sind Sepp Blatters lauteste Kritiker?
- 38 **Hexenjagd gegen Blatter**
Der Fifa-Präsident hat einen würdigen Abgang verdient
- 40 Zug Gefährliche Brüder
- 41 Gerhard Schwarz Der Schweiz-Versteher
- 44 **Putins syrische Fehlkalkulation**
Russlands Intervention in Syrien nützt dem Assad-Regime
- 46 **Notruf im Land ohne Grenzen**
Polizistin Tania Kambouri über die alltägliche Gewalt
- 48 **«Die Freiheit des Gestikulierens»**
Ex-Putin-Berater Jakunin über die Werte des Westens
- 52 **Warnung vor der Tyrannei**
Bassam Tibi über die Kultur der Angst in Deutschland
- 54 **Das Feuer von Cádiz**
Unterwegs mit der Podemos-Politikerin Teresa Rodríguez
- 58 **Willkommen in Waschbünden**
Merksätze zum Schweizer Waschsysteem



Hello Tomorrow Emirates

Geniessen Sie die kulinarischen Highlights der Welt

Erleben Sie regional inspirierte Gourmet-Küche. Unsere landestypisch angeregten Menüs werden sorgfältig mit frischen und lokalen Zutaten hergestellt. Entspannen Sie sich und geniessen Sie Gerichte, welche die Leute ins Gespräch bringen.

emirates.ch

Kostenloses WLAN in ausgewählten Flugzeugen ♦ Bis zu 2'000 Unterhaltungskanäle

Fliegen Sie mit Emirates täglich zweimal ab Zürich und einmal ab Genf via Dubai zu über 140 Destinationen weltweit. Für weitere Informationen besuchen Sie bitte emirates.ch oder wenden Sie sich an Emirates unter Telefon 0844 111 555 oder an Ihr Reisebüro.



«Man muss die Menschen immer überzeugen»: Politiker Vischer (l.) und Gross. Seite 42

Interview

42 «Ein anderes Europa»

Die beiden abtretenden Langzeitparlamentarier Andreas Gross (SP) und Daniel Vischer (Grüne) blicken auf ihr politisches Wirken zurück.

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Die Schildkröte

62 «Die Pistole in meinem Rücken»

Starfotograf Anton Corbijn über die Macht von Bildern und über seinen neuen Film

66 Bestseller

66 Bauernopfer gibt es überall

Hans Magnus Enzensbergers Roman über das Geld und die Imperien des Kapitals

67 Jazz Pérez, Patitucci, Blade

68 Top 10

68 Kino «Schellen-Ursli»

69 Fernseh-Kritik «Wenn der Schlaf ausbleibt»

70 Namen Vernissage der Ausstellung «Hodler-Anker-Giacometti»

71 Hochzeit Jessica Artho und Christoph Gredig

71 Thiel Pointiertes Nichts

72 Wein COS Frappato IGT Sicilia 2013

72 Zu Tisch Sven Wassmer vom «Silver» in Vals

73 Auto VW Golf GTE

74 MvH trifft Maria Furtwängler, Schauspielerin

Autoren in dieser Ausgabe

Barbara Steinemann



Die Juristin und Zürcher SVP-Kantonsrätin verfolgt kritisch die Entwicklungen in der Sozial- und Asylpolitik. In ihrem Artikel warnt sie vor der Kostenexplosion, die sich im Schweizer Sozialwesen abzeichnet. Seite 16

Bassam Tibi



Der deutsche Politikwissenschaftler und Buchautor syrischer Herkunft ist ein gefragter Experte für die arabische Welt und den politischen Islam. In seinem Essay beklagt er eine politische Kultur der Angst in Deutschland, die für die Demokratie nichts Gutes erahnen lasse. Seite 52



MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der Weltwoche.



Mit dem Combi-Steam kocht man gerne.

V-ZUG erleichtert Ihnen das Kochen mit einfachen und individuellen Lösungen. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: vzug.com



Schweizer Perfektion für zuhause

Die Zeitung macht mobil.



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play.

www.schweizamsonntag.ch

Leere? Lehren!

Von Markus Schär — Der Wahlkampf drehte sich nicht um Jux und Klamauk. Das Volk weiss genau, worum es geht: Es braucht am kommenden Sonntag an der Urne eine Korrektur.



Das Ödste an diesem farbigen Wahlkampf, in dem es jetzt auf die Zielgerade geht, waren die Klagen von Journalisten über seine Inhaltsleere. Aber auch das, was alle reihum von allen abschreiben, wird nicht wahrer: Es stimmt schlicht nicht, dass sich die Kandidaten nur bei einem Gaga-Wahlkampf vergnügten, dass die Parteien die wahren Probleme des Landes verleugneten und dass das Volk die Antworten auf die Frage vermisste, worum es am kommenden Sonntag geht.

Erstens: Wer den Wahlkampf als inhaltsleer verspottet, der verhöhnt Hunderte von Kandidierenden, die seit den Sommerferien Tag für Tag und vor allem Abend für Abend durch die hintersten Krachen zogen, um bei den Wählern für ihre Person und damit auch für ihre Positionen zu werben. Selbst in den Zeiten, da Facebook und Twitter die Stimmen bringen und die «Arena» mit der Erosion der Quoten kämpft, sprechen die ältesten Wahlkampfmittel immer noch ein Publikum an. Der Chef dieses Blattes füllte die Säle mit länglichen Referaten. Die Podien mit prominenten Kandidierenden, etwa an Hochschulen, lockten Hunderte von Interessierten an. Und selbst die Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs) fand bei ihrer Tournee ein paar Dutzend Unentwegte. Die Wähler stellten nur eine Bedingung: Die Kandidierenden mussten etwas zu sagen haben – Sprechblasen gibt es in den Medien genug.

Zweitens: Die Parteien bemühten sich tapfer, im Wahlkampf Themen zu besetzen und – vor allem – den Wahlkampf mit ihren Themen zu besetzen, wie Energiewende, Altersvorsorge, Flüchtlingshilfe. Die Kollegen, die über einen Mangel an inhaltlichen Auseinandersetzungen in der nationalen Arena (eben nicht in den Sälen und den Aulen) klagten, hätten nur ihre eigenen Blätter lesen müssen. Die Grünen aller Parteien vermiest den Schweizern den schönen Sommer, indem sie mit der Klimaapokalypse drohten (und jetzt, im kühlen Herbst, noch mit der Atomapokalypse). Die Wähler erkannten, dass sie nur für die Energiewende kämpfen, damit die Subventionen weiter fliessen. Die CVP und die SP verführten das Volk mit einer Mogelpackung zur Altersvorsorge. Die Wähler bewiesen, dass sie besser rechnen können.

Und die vereinten Gegner der SVP, bis hin zum *Blick*, vernebelten die demokratische Öffent-

lichkeit mit dem Versuch, der Schweiz ebenfalls die deutsche «Willkommenskultur» aufzuzwingen. Die Wähler bewiesen zwar Mitgefühl, aber auch Einsicht, dass nur rationale Massnahmen ein Asylchaos verhindern. Über Europa allerdings wollte tatsächlich niemand reden. Aber weshalb müssen sich die Parteien zu einem Thema äussern, so lange sie selber nicht wissen, was sie davon halten sollen?

Geisel der Linken

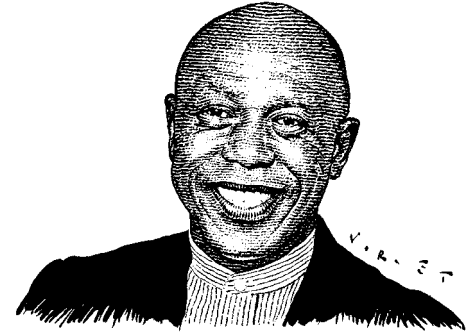
Drittens: Wer am nächsten Sonntag seinen Wahlzettel in die Urne wirft oder das Couvert schon lange in den Briefkasten geworfen hat, weiss genau, worum es geht – Christian Levrat und Philipp Müller, die *NZZ* und die *Weltwoche* sagen es schon das ganze Jahr. Auch vor vier Jahren wählte das Volk ein Parlament leicht rechts von der Mitte, die Bundesversammlung aber einmal mehr eine Regierung, die nicht die Mehrheitsverhältnisse abbildet: Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) ist die Geisel der Linken. Das Volk muss deshalb für eine Korrektur sorgen – dafür braucht es in den kommenden vier Jahren weniger Korrekturen, wenn die Politik von Bundesbern nicht dem Volkswillen entspricht.

Darum geht es am 18. Oktober. Die Debatten um die Details von Ehebesteuerung, Nahrungsmittelspekulation und zweiter Gotthardröhre können am 19. Oktober beginnen.



Auf der Zielgeraden: Wahlkampf in Basel.

Wie der Dalai Lama



Tokyo Sexwale, möglicher Fifa-Retter.

Es scheint fast so schwierig, einen integren Nachfolger für den Fifa-Boss Sepp Blatter aufzuspüren, wie den Dalai Lama (der schon als Kleinkind auserkoren wird) aufzufinden. Der Fussballkaiser Beckenbauer hat einen überraschenden Namen in die Diskussion geworfen: Tokyo Sexwale (sprich: *Seh-wa-le*), der an einen Pornodarsteller oder Discjockey erinnert, doch der Franz sagt, er «rieche nach Neutralität». Jedenfalls kaum nach Funktionärs- oder Fussballschweiss. Er trägt das Kreuz der Légion d'honneur und mehrere Ehrendoktorhüte und leitet derzeit eine Fifa-Task-Force, die sich um eine Annäherung von Israel und Palästina bemüht. Sexwale, 62, ist Rohstoffunternehmer, hauptsächlich Diamanten, der drittreichste Südafrikaner und schwarz, mit lupenreiner Selfmade-Biografie, die im Getto von Soweto begann. Als Student schloss er sich dem bewaffneten Arm des ANC an, mit 22 ging er zum militärischen Training in die Sowjetunion; bei seiner Rückkehr nach Kapstadt wurde er verhaftet und als Terrorist im Zuchthaus von Robben Island versenkt. Dort befreundete er sich mit dem Mithäftling und Volkshelden Nelson Mandela. Als er 1990 nach dreizehn Jahren begnadigt wurde, heiratete er seine Anwältin Judy van Vuuren. Der Freiheitskämpfer aus der Township und die Blondine aus alter Burenfamilie bildeten das politromantische Plakatpaar, und Mosima Gabriel, genannt «Tokyo» (wegen seiner Fähigkeiten als Karatekämpfer), Sexwale begann seinen rasanten sozialen Aufstieg, zuerst als Chef einer Provinzregierung, dann, zermürbt von den Intrigen des ANC, stieg er aus der Politik aus und nutzte die Beziehungen des Van-Vuuren-Clans zu einer beispiellosen Karriere im Diamanten- und Platingeschäft. Die Berufung zum Siedlungsminister 2009 schien das Sprungbrett zu einer Rückkehr in die Politik zu sein. Doch dann machte ihm der hässliche Scheidungskrieg mit seiner Traumfrau und Ex-Verteidigerin einen Strich durch die Rechnung. Und die Rohstoffpreise fielen. Die Fussballexpertenbörse billigt dem Quereinsteiger Tokyo Sexwale nur Aussen-seiterchancen zu.

Peter Hartmann

Zwängerei

Von Markus Schär — Einer Somalierin wird verboten, einen zweiten Namen zu führen.

Die Aktivisten beeilten sich, das Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) zu verbreiten, als es letzte Woche herauskam. Denn es gibt der Schweiz für einmal recht: «Wieder wurde vom EGMR der nationale Ermessensspielraum geschützt», stellte die Anti-Blocher-Kampftruppe Schutzfaktor M fest. Tatsächlich weigerten sich die sieben Richter am 15. September einstimmig, auf die Klage überhaupt einzutreten – für die Begründung brauchten sie jedoch neun Seiten. Worum ging es? Um das Recht der Staaten, Ausländer, die ihre Sicherheit gefährden, ohne Rücksicht auf deren Befindlichkeiten auszuweisen? Gegen Störer der öffentlichen Ordnung das Gewaltmonopol angemessen anzuwenden? Oder an den Schulen die jahrhundertlang gewachsene Kultur durchzusetzen? Nein, es ging nicht um solche Debatten, in denen sich die Richter in Strassburg für ganz Europa zwingende Urteile anmassen. Sondern um eine der letzten Fragen: Gibt es das Menschenrecht, einen Namen in zwei verschiedenen Schreibweisen zu führen?

Die Somalierin Muna Macalin Moxamed kommt 1997 in die Schweiz; wie anzunehmen ist, als Asylbewerberin. Sie heiratet 2003 ihren Landsmann Sed Dahir und beantragt 2005, ihren Mädchennamen weiterführen zu können, also Muna Macalin Moxamed Sed Dahir zu heissen. Ihre Rechtsvertreterin, die Deutsche Mara Ute Seiwert-Scholtz, die von 2007 bis 2012 in Zürich Arbeit sucht, stellt aber drei Jahre später ein neues Begehren: Wenn Schweizer den Mädchennamen buchstabengetreu aussprechen, bedeutet Macalin auf Somalisch «verfaulte Haut» und Moxamed «Toilette» – die Somalierin fühlt sich deshalb von ihren Landsleuten gehänselt und wünscht, die Aussprache des Namens an die Schweizer Schreibweise anzupassen, ohne aber die alte aufzugeben. Die Zürcher Behörden lehnen das Begehren viermal ab. Das Obergericht stützt diese, und auch das Bundesgericht hält fest, dass niemand in der Schweiz einen Namen in zwei verschiedenen Schreibweisen führen kann. Die Klägerin fordert aber weiter ihr eigenes Recht. Sie erwirbt 2009 die Schweizer Staatsbürgerschaft – und sie verklagt 2010 das Land ihrer Wahl beim EGMR. Doch die Hüter der Menschenrechte in Strassburg kommen für einmal zum selben Schluss.

Sie hätten allerdings einfach sagen können: «Wer das Recht seines Gastlandes nicht beachtet, sondern im Gegenteil die Rechtsordnung missbraucht und auf Sonderrechten besteht, der hat nichts verloren.»

Blanker Hass

Von Kurt Pelda — Die Reaktionen auf den Terroranschlag von Ankara zeigen: Mit Präsident Erdogan an der Spitze wird es im Land weder Versöhnung noch Stabilität geben.

Nicht einmal auf die Zahl der Todesopfer des Terroranschlags von Ankara können sich die verfeindeten politischen Lager in der Türkei einigen. Während der Co-Vorsitzende der oppositionellen Demokratischen Partei der Völker (HDP), Selahattin Demirtas, von 128 Menschen sprach, die am letzten Samstag beim Bombenattentat auf einen Massenaufmarsch prokurdischer und linker Demonstranten umgekommen seien, sind es nach Zählung der islamistischen Regierung «nur» deren 102.

Kaum Empathie für die Todesopfer

Wer auch immer hinter dem Massaker steckt – zwei Dinge sind jedenfalls klar. Wie schon beim Attentat von Suruc im Juli waren auch in Ankara kurdischstämmige Türken und linke Demonstranten das Ziel der Terroristen. Und so kurz vor den Neuwahlen vom 1. November zielt der Anschlag offensichtlich auch auf die türkische Demokratie. Ministerpräsident Ahmet Davutoglu, der wie andere Vertreter der islamistischen Partei für Gerechtigkeit und Fortschritt (AKP) kaum Empathie für die Ermordeten zeigte, macht wie schon im Fall von Suruc den selbsternannten Islamischen Staat (IS) in Syrien für den Anschlag verantwortlich. Demirtas von der prokurdischen HDP beschuldigt dagegen die Regierung, dem IS Tür



Verschwörungstheorien: Proteste in Istanbul.

und Tor für derartige Attentate geöffnet zu haben.

Bei den Neuwahlen geht es um die Wurst: Präsident Recep Tayyip Erdogan will um jeden Preis die absolute Mehrheit für seine AKP zurückgewinnen, die er im Juni beim letzten Urnengang auch wegen des unerwarteten Erfolgs der HDP verloren hatte. Um sich dem Wahlvolk als starken Mann zu präsentieren, liess er nach dem Attentat von Suruc den Krieg mit der verbotenen kurdischen Arbeiterpartei (PKK) eskalieren.

Das war auch die Antwort der Regierung auf das Massaker vom letzten Samstag: Statt positiv auf das Waffenstillstandsangebot der PKK zu reagieren, flog die türkische Luftwaffe sofort wieder Angriffe auf Stellungen der Guerilla. Der IS, dem man das Massaker anlastet, blieb seltsamerweise ungeschoren. Erdogan erhofft sich mit dem harten Vorgehen gegen die kurdische Minderheit die erforderlichen Wählerstimmen. Ob diese Rechnung nach der Bluttat von Ankara noch aufgeht, wirkt allerdings fraglich.

Wer sind die schlimmeren Terroristen?

Die Reaktionen von Regierung und Opposition auf das Massaker zeigen, dass sich die Türkei weiter polarisiert. Inzwischen regiert blanker Hass: Auf der einen Seite jener auf die PKK, in der Erdogan schlimmere Terroristen als im IS sieht, und auf der anderen Seite der Hass auf Erdogan, den viele Kurden beschuldigen, der wahre Drahtzieher hinter den Terroranschlägen zu sein. Solche Verschwörungstheorien erhalten durch das ungeschickte Auftreten von Regierung und Behörden noch Auftrieb.

Nach wie vor weiss niemand so richtig, wie das Verhältnis des berüchtigten türkischen «Tiefen Staats» zu den Steinzeitterroristen des IS eigentlich ist. Dass es Kontakte zwischen dem mit islamistischen Erdogan-Anhängern durchsetzten Geheimdienst MIT und dem IS gegeben hat, steht heute wohl ausser Frage. Zudem hat die Regierung viel zu wenig gegen den Zustrom von Dschihadisten zum IS getan, und vermutlich hat sie auch Waffen an die Terroristen geliefert.

Auf dem Spiel steht nun die Stabilität des Nato-Mitglieds Türkei, das im Syrien-Konflikt und bei der Lösung der europäischen Flüchtlingskrise eine wichtige Rolle zu spielen hat. Bleibt die kleine Hoffnung, dass die Wahlen am 1. November Klärung bringen.

Wer hat uns verraten?

Von Peter Keller — Rentenalter rauf, Mindestlöhne runter: Für die Flüchtlingspolitik von links wird die arbeitende Bevölkerung teuer bezahlen müssen.



Bildlegende Titel: Asylanten in Zürich.

Kleine Rechenübung: Rund 30000 Asylbewerber werden sich in diesem Jahr die Schweiz als Zielland aussuchen. Gehen wir von einer Bleibequote aus wie 2014, dann werden 70 Prozent entweder als Flüchtlinge anerkannt oder vom Status «vorläufig aufgenommen» profitieren, was faktisch aufs Gleiche hinausläuft.

Trotz Arbeitsbewilligung findet die grosse Mehrheit dieser anerkannten oder vorläufig aufgenommenen Flüchtlinge keinen Job. Was nicht wirklich überrascht: Es fehlt den mehrheitlich zugewanderten Afrikanern an den nötigen Sprachkenntnissen und Ausbildungen. Und noch mehr fehlen hierzulande genügend Stellen für Geringqualifizierte.

70 Prozent von 30000 Asylbewerbern bleiben hier, das sind 21000. Von diesen landen über 80 Prozent (16800) in der Sozialhilfe und werden – notabene wie jeder Schweizer Bürger – nach den Richtlinien der Skos unterstützt. Für eine alleinstehende Person bedeutet das: 986 Franken Grundbedarf plus 1100 Franken für Miete plus 394 Franken Krankenkassenprämie plus 45 Franken AHV/IV-Beiträge. Macht monatlich 2525 Franken, steuerfrei (Beispielgemeinde Dietikon). Dazu kommen zusätzliche Leistungen für Zahnarzt, ÖV, Brillen, Erstmöblierung und so fort. Gehen wir konservativ von 3000 Franken Kosten im Monat beziehungsweise 36000 Franken im Jahr aus.

Nun zur Gesamtrechnung: 16800 nicht erwerbstätige Flüchtlinge mal 36000 Franken ergeben 2015 Folgekosten von gut 600 Millionen Franken für den Schweizer Sozialstaat. Anerkannte Flüchtlinge (in der Mehrheit junge Männer) haben zudem das Recht auf Familiennachzug, vorläufig Aufgenommene auch, aber erst nach drei Jahren. Eine Asyl-Familie mit zwei Kindern kommt gemäss Skos-Richtlinien auf steuerfreie 4911 Franken im Monat.

Arbeiterfeindliche Sozialagenda

Rechnen wir die nachgelagerten Kosten im Schul- und Gesundheitswesen und der Asylbetreuungsindeustrie hinzu, verdoppelt sich obiger Betrag von 600 Millionen mindestens. Somit löst allein das Jahr 2015 wiederkehrende Kosten von 1,2 Milliarden Franken aus. Bei gleichbleibenden Gesuchzahlen sind wir nächstes Jahr bei 2,4 Milliarden, 2017 bei 3,6 Milliarden Franken.

«Wir schaffen das» gab die deutsche Kanzlerin Angela Merkel als Parole aus. «Aber nur, indem wir länger schaffen», fügte der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn hinzu. Aus seiner Sicht muss das Rentenalter für die einheimische Bevölkerung deutlich heraufgesetzt werden, um die Kosten für die Flüchtlinge zu stemmen. Länger schufteten für die Flüchtlingspolitik von Merkel, Sommaruga und Co.

Zudem plädiert Hans-Werner Sinn für die Abschaffung des Mindestlohns. «Mehr Geschäftsmodelle für Geringqualifizierte werden erst dann rentabel, wenn der Lohn für einfache Arbeit fällt.» Sinn weiter: «Wenn die Zuwandernden keine Stellen kriegen, werden sie nicht integriert, und dann werden wir erhebliche Spannungen in der Gesellschaft bekommen.»

Hans-Werner Sinn ist der Spezialist für unsentimentale Volkswirtschaftsanalysen. Rentenalter rauf, Mindestlöhne weg: Die von links betriebene Flüchtlingspolitik sorgt indirekt für eine arbeiterfeindliche Sozialagenda. Die Massenzuwanderung in den Schweizer Sozialstaat wird die Gesellschaft zerreissen. Und es kehrt ein längst vergessener Reim wieder: «Wer hat die Arbeiter verraten? Die Sozialdemokraten.»

Sinn plädiert deshalb für eine beschränkte Zuwanderung. Europa müsse entweder gemeinsam die Aussengrenzen sichern oder jeder Staat seine eigenen Grenzen, sonst drohe eine Wildwestgesellschaft: «Eine Welt ohne Grenzen, in der sich jeder nimmt, was er gern hätte, kann nicht funktionieren.»

Mehr zum Thema: Seite 16

Gourmetgraben

Von David Schnapp — Verdacht bestätigt: Die Romandie verliert bei Feinschmeckern an Bedeutung.

Zu den sorgsam gepflegten Vorurteilen, die wir gegenüber unseren Westschweizer Landsleuten haben, gehört die Idee, dass die Romands zumindest etwas vom Essen und Trinken verstehen. Diese Gewissheit geriet vergangene Woche unter Druck: Am Montag präsentierte der *Gault Millau*, der wichtigste Restaurantführer der Schweiz, seine neueste Ausgabe und seine Preisträger: «Koch des Jahres 2016» ist der Zürcher Nenad Mlinarevic. Er folgt auf Peter Knogl und Tanja Grandits (beide Basel).

Zwei Tage später legte der *Guide Michelin*, das globale Eichmass für die Gastronomie, seine neue Schweizer Ausgabe vor. Peter Knogl vom Basler «Cheval Blanc» steigt in die kleine Gruppe der Drei-Sterne-Köche auf. Somit ist die Schweiz das Land mit den meisten Michelin-Sternen pro Kopf. Kurz: Nirgendwo isst man besser.



Neu drei Sterne: Spitzenkoch Knogl.

Erstmals überhaupt gibt es in der Schweiz drei Restaurants mit jeweils drei Sternen, zwei davon in der Deutschschweiz. Nicht nur daran zeigt sich, dass die Romandie im kulinarischen Wertesystem an Bedeutung verliert. Interessante Entwicklungen finden in Basel, in Zürich oder in Vitznau statt: konsequente regionale Küche, avantgardistische Küche, Bio-Fair-Trade-Konzepte.

Der Verdacht: Möglicherweise sind unsere *compatriotes* gar nicht so weltoffen, wie wir immer meinen (Vorsicht: Vorurteil!). Wenn es ums Kochen geht, ist ihr Blick starr nach Westen gerichtet, Einflüsse aus Deutschland, Skandinavien oder den USA lehnt man mit einer gewissen Überheblichkeit ab. Die Spitzenküche in der Deutschschweiz hingegen wird durch eine weltoffene Grundhaltung und die Zuwanderung positiv beeinflusst – schöne Vorurteile gehen uns verloren.

Personenkontrolle

Darbella, Leuthard, Tornay, Sommaruga, Müller, Levrat Girod, Killer, Rossini, Pfister, Buholzer, Scherrer, Herrmann, Leutenegger, Schilliger, Fagetti, Bieger,

CVP-Parteipräsident **Christophe Darbella**, ewiger Kandidat für ein Exekutivamt, hat es nicht leicht: In Bern steht ihm Bundesrätin **Doris Leuthard** vor der Sonne, die im Dezember erneut kandidiert. In Sion macht auch CVP-Staatsrat **Maurice Tornay** keine Anstalten zu gehen. Ob Darbella im Wallis anstelle von Tornay kandidieren darf, wird an einer kantonalen Delegiertenversammlung entschieden. Auf die Frage der *Weltwoche*, wie er verhindern wolle, dass Tornays Anhänger bei dieser Nomination zahlreicher aufmarschierten als seine eigenen, gibt der Walliser spitzbübisch zurück: «Ich werde am Tag der Delegiertenversammlung sämtliche im Wallis verfügbaren Busse für mich reservieren.» Dann könne Maurice Tornay seine Supporter aus den Walliser Seitentälern nicht zur Veranstaltung karren. Zutrauen würde man es ihm ja ... Immerhin ist der CVP-Parteichef Präsident der Astag-Fachgruppe Car Tourisme Suisse und bei vielen Carunternehmen entsprechend gut vernetzt. (*hmo*)

Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP), kontrollsüchtige Politpianistin, baut tatkräftig den Überwachungsstaat aus. Die Lohngleichheit zwischen Mann und Frau will sie mit einer Lohnpolizei durchsetzen. Im Kampf gegen die Spielsucht wollte sie jetzt eine neue Überwachungsbehörde schaffen. Diese – von Sommarugas Behörde verharmlosend «Konsultativkommission» genannt – hätte bei der Prävention, der Früherkennung und bei der Behandlung von Spielsucht alle Beteiligten beraten sollen. Wieso es nebst der Eidgenössischen Spielbankenkommission und der interkantonalen Lotterien- und Wettkommission noch eine dritte Behörde für Geldspiele braucht, leuchtete den Kollegen im Bundesrat aber nicht ganz ein. Die Justizministerin lief im Gremium auf und musste ihr Geldspielgesetz zähneknirschend zurücknehmen. (*hmo*)

Inhaltliche Pirouetten ist man sich von FDP-Präsident **Philipp Müller** gewohnt. Dass er diese in ein und demselben Interview vollführt, ist selbst für den wendigen Freisinnigen ein Novum. Der *Zentralschweiz am Sonntag* erläuterte Müller seine europapolitische Strategie: SP-Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** solle eine strikte Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative durchs Parlament bringen – mit den Stimmen seiner FDP.



«Ich werde alle Busse reservieren»: Darbella.

SP-Präsident **Christian Levrat** und seine Leute sollen darauf, ebenfalls nach Plan Müller, gegen ihre eigene Bundesrätin das Referendum ergreifen, damit das Volk den Entscheid vom 9. Februar 2014 «korrigieren» kann. Der FDP-Chef wünscht sich in ein und derselben Sache einen Sieg im Parlament und eine Niederlage vor dem Volk – noch Fragen? (*fsc*)

«Wenn's den Druckbehälter verjagt, haben wir Super-Gau», japste der grüne Nationalrat **Bastien Girod** öffentlich nach einer vertraulichen Kommissionssitzung. Am Donnerstag legte der Apokalyptiker auf Facebook in seinem Nahdeutsch nach: «Gemäss Quellen des *Tages-Anzeigers* hat es im Reaktordruckbehälter des AKW Beznau fast 1000 durchschnittlich einen halben Zentimeter grosse Löcher. Also wie in einem Emmentaler.» Aufgrund des Kommissionsgeheimnisses könne er aber nicht über Details berichten: Die Panikmache genügte vollauf. Was meinen die Kollegen zu diesem frivolen Umgang mit dem Ratsreglement? Kommissionspräsident **Hans Killer** (SVP) äusserte seinen Unmut über die «provokative Polemik». Nationalratspräsident **Stéphane Rossini** (SP), der Massnahmen ergreifen müsste, schwieg dagegen zur Anfrage der *Weltwoche*. Dafür stellte **Gerhard Pfister** (CVP) auf Twitter klar, was von Bastien Girod zu halten ist: Es gehe bei ihm halt immer um den Body, nicht um das Brain. (*sär*)

Schwere Vorwürfe gegen die SVP erhob in der Sendung «Club» des Schweizer Fernsehens die Management-Buchautorin **Sonja A. Buholzer**. Ob es den Leuten im Land bewusst sei, «was die SVP-Intelligenzija mit uns macht?» Im Wahlsong «Welcome to SVP» wirbelt eine junge Tänzerin in einem T-Shirt mit dem Aufdruck «New York Bronx 88» umher. Das sei «eine Symbolzahl für Neonazis» und stehe für «Heil Hitler» oder «SS». Die «Symbolhaftigkeit» gehe einher «mit hervorragender Sprachfiltrierung, die demagogische Züge hat», deutete die PR-Frau. «Club»-Moderator **Thomy Scherrer** nickte überfordert, ebenso Podiumsgast **Michael**



Sieg und Niederlage: FDP-Präsident Müller.



Body nicht Brain: Grüne-Nationalrat Girod.

Herrmann. Nur **Filippo Leutenegger** (FDP) setzte ein scheues Fragezeichen hinter Buholzers Ausschweifungen. Um das Geschwafel mit Fakten zu kontern: Das Sujet «New York Bronx 88» wird in der Modeindustrie vielfach verwendet in Anlehnung an die «Engine 88», eine bekannte Feuerwehrtruppe in der New Yorker Bronx – ein kultureller Schmelztiegel und nicht eben das Stammland einer weissen Herrenrasse, wie Hobbyhistorikerin Buholzer irrig unterstellte. Der Vorwurf der Demagogie fällt auf die schlecht informierte Absenderin zurück. (*fsc*)

Nun lächeln sie wieder landauf, landab: Die Kandidaten für den National- und Ständerat. Die Plakate stehen auf Bauernland, hängen an Kandelabern, grüssen von Wänden und Scheunentoren. Sinnvollerweise werben die Damen und Herren Politiker in jenen Kantonen, in denen sie auch zur Wahl antreten. Umso auffällender ist das Plakat des Luzerner FDP-Nationalrats **Peter Schilliger**, das an der Hauptachse der Nidwaldner Gemeinde Hergiswil zu sehen ist. Ob nun neben dem Zürcher *Woz*-Journalisten **Andreas Fagetti** auch noch ein Luzerner in



Demagogie: PR-Frau Buholzer.



See oder Napf? FDP-Nationalrat Schilliger.



Vorspiel mit Nachspiel: Professor Bieger.

der Urschweiz kandidiert? Nein. Die Plakatfirma hat da wohl etwas durcheinandergebracht: Es gibt, neben der Gemeinde Hergiswil am See, noch ein Hergiswil am Napf – und dieses liegt im Heimatkanton des Kandidaten Schilliger. (kep)

Das Vorspiel hatte sozusagen ein Nachspiel. An einem Anlass der Studentenverbindung A.V. Amicitia an der Universität St. Gallen (HSG) tanzte eine Stripperin halbnackt auf dem Schoss eines Verbindungsmitglieds. Die wackligen Handybilder gelangten ins Netz und die Einlage wurde zum Fall – «Reputationsschaden» – für den Senatsausschuss der HSG und deren Rektor Prof. Dr. Thomas Bieger. Gegen die Verbindung wurde ein Verfahren eröffnet, und es wurden Anhörungen durchgeführt. Ob dabei auch die Stripperin vorgeladen wurde, ist nicht bekannt. Das Urteil der HSG-Führung: Die A.V. Amicitia San Gallensis muss ein Jahr auf ihre Vereinsprivilegien verzichten. Bleibt die Frage: Wo, wenn nicht an einem Studenten-anlass, soll eine Stripperin eigentlich noch auftreten dürfen? (kep)

Nachruf



Sieben Leben gelebt: Unternehmer Gideon.

Bruno Gideon (1931–2015)— Wenige waren so gut im Aufbauen, aber keiner war so souverän im Loslassen. Als ihn Ueli Prager entliess, weil er mehr Lohn gefordert hatte, machte sich Bruno Gideon selbständig. Zwanzig Jahre mit 18-Stunden-Tagen, zusammen mit Ehefrau Lucie: Dann stand Pick Pay in der Detailhandels-Landschaft als zweitgrösster Markendiscouter mit zwanzig Filialen. Bruno Gideon verkaufte an Beat Curti und gründete Microspot, die erste Kette von Computerläden in der Schweiz. Mit der Idee einer koscheren Schnellimbiss-Kette scheiterte er – und nahm gleichmütig die nächste Karriere in Angriff. Die Gideons waren die einzigen Juden in Weinfeldern. Mit Jahrgang 1931 bekam Bruno die helvetische Spielart des Antisemitismus schmerzlich zu spüren. Er lernte Kaufmann und Hotelier, aber er hatte mehr mitzuteilen. Die nächste Karriere nach Pick Pay machte er deshalb als Autor. Beim *Beobachter* und bei der *Sonntagszeitung* war er der «Geldonkel», der unermüdlich zu Vernunft und Augenmass beim Geldanlegen riet. Er schrieb – bald auch in Englisch – neun Ratgeberbücher: über das Verhandeln («Don't Take No for an Answer»), über gesunden Egoismus, über die Überwindung scheinbar unlösbarer Situationen. Sein Blog («Bruno's Minute») erreichte Zehntausende. Bruno Gideon hat mindestens sieben Leben gelebt, das letzte, seit 1997, in Kanada, weil er sich vor der wachsenden Gewalt in Europa fürchtete. Vergangene Woche starb er nach einem Schlaganfall in São Paulo. Dort war er gerade in neuen Geschäften unterwegs. *Karl Lüönd*



Starke Meinungen: Ökonom Höfert.

Andreas Höfert (1967–2015) – In seiner Zunft dominieren ernsthafte und honorige Herren, die jedes Wort auf die Goldwaage legen. Letzteres tat der Chefökonom des UBS Wealth Management nicht. Im Gegenteil, er liebte es, die Erkenntnisse, die er in seinen fundierten Analysen gewann, mit Schalk und Witz auf den Punkt zu bringen. Ob er sich ans «Krankenbett des Euro» stellte oder der Schweiz ironisch empfahl, als Mittel gegen die Frankenstärke doch den Pfad Griechenlands zu gehen: Höfert hatte eine Vorliebe für starke Meinungen, die er auch gerne kundtat. Dabei liess er sich nicht dreinreden und war vermutlich einer der ungebundensten Geister im ganzen Bankensektor.

Der in der Romandie aufgewachsene Höfert hatte an den Universitäten St. Gallen und Rochester Volkswirtschaft studiert und war seit 1999 für die UBS tätig. Vor ein paar Jahren zog er in die USA, wo die Luft freier war. In Bankenkreisen machte sich Höfert als ausgesprochener Kritiker der keynesianischen Wirtschaftspolitik der letzten Jahre nicht nur Freunde. Auch die Notenbanken kritisierte er sehr deutlich. Dafür suchte er nicht die grosse Bühne, sondern gab Antwort, wenn man ihn fragte. Von New York aus schrieb er im letzten Jahr Dutzende Artikel für die Westschweizer Wirtschaftszeitung *L'Agefi*, ein liberales Kleinod. Für die *Weltwoche* wollte er «am Anfang der vierten Griechenland-Krise (vermutlich um August 2017)» wieder über den Euro schreiben. Dazu wird es leider nicht mehr kommen. Andreas Höfert ist vergangene Woche in New York einem Herzinfarkt erlegen. *Florian Schwab*



Für die Profiteure ersetzt die öffentliche Hand, was andere eigenverantwortlich und sparsam für später zur Seite gelegt haben.

Sozialleistungen

Die Bombe tickt

Von Barbara Steinemann — Ob IV-Rentner oder Pensionierte: Immer mehr Menschen in der Schweiz beziehen Ergänzungsleistungen. Die Zuwanderung von Personen mit geringen Einkommen und Flüchtlingen ohne Erwerbschancen sorgen für Sozialkosten in Milliardenhöhe.

Der Ständerat lieferte in der vergangenen Session eine Monsterdebatte zur Altersvorsorge 2020. Wie kann die AHV gesichert werden? Soll für die Finanzierung der Sozialwerke nochmals die Mehrwertsteuer erhöht werden? Wie sieht es mit der Mindestverzinsung und dem Umwandlungssatz bei den Pensionskassen aus? Alles wichtige Fragen. Nur eine Kasse blieb bei

der ganzen Auslegeordnung komplett ausgeklammert: die Ergänzungsleistungen (EL). Sie sind so etwas wie das heimliche Abschiededepot der Schweizer Sozialpolitik. Statt Missbräuche zu bekämpfen oder Leistungen zu hinterfragen, werden einfach die EL angezapft. Man diskutiert zwar über den rasanten Anstieg von jungen IV-Rentnern – dass deren

Renten (maximal 2350 Franken) aufgestockt werden mit EL (rund 20 000 Franken im Jahr, steuerfrei), bleibt tabu.

Ob Pflegefinanzierung, IV, AHV oder Zuwanderung in den Sozialstaat: Die Fehlentwicklungen des schweizerischen Sozialstaates werden mit Millionen und Milliarden zugedeckt. Am liebsten mit den EL. Neben nachvollziehbaren



hilfeempfänger «früh pensioniert», was bedeutet, dass ab dann nicht mehr die Sozialhilfe, sondern die AHV für den 63-Jährigen aufkommt.

Wie alle Einwohner in der Schweiz hat auch Bojan Anspruch auf eine AHV-Rente. In all den Jahren als Sozialhilfeempfänger zahlten die Steuerzahler seiner Wohngemeinde neben den Krankenkassenprämien auch seine Beiträge an die erste Säule, rund 45 Franken pro Monat. Bei

Der Mann bezieht ungleich mehr aus dem Sozialsystem, als er je eingezahlt hat.

dieser Konstellation – spät in die Schweiz eingewandert, geringes Erwerbseinkommen, langjährige Sozialhilfeabhängigkeit – ist die Rechnung schnell gemacht: Der Mann bezieht ungleich mehr aus dem schweizerischen Sozialsystem, als er je eingezahlt hat.

Zu wenige Beitragsjahre

Aufgrund der geringen Höhe seiner Beitragsleistungen wird Bojan bloss eine sogenannte AHV-Minimalrente erhalten, diese beträgt momentan in der Schweiz 14 100 Franken im Jahr. Weil dieser Betrag weit unter dem Existenzminimum liegt, wird der Mann zusätzlich Anspruch auf Ergänzungsleistungen (EL) geltend machen können und so faktisch auf eine Rente kommen wie ein Durchschnittsschweizer, der sein Leben lang gearbeitet und seine Beiträge einbezahlt hat.

Das Beispiel mag extrem erscheinen, ist allerdings alles andere als eine Seltenheit. Die starke Migration in die Schweiz, die sich in den letzten Jahren nochmals verschärft hat, führt dazu, dass unser Sozialstaat Zuwanderer wie Bojan massiv unterstützen muss, weil während zu weniger Jahre und/oder zu tiefe Beiträge in die wichtigste Sozialversicherung der Schweiz einbezahlt wurden.

Ein nächstes Beispiel: Eduardo ist knapp vierzig Jahre alt und kam vor rund zwei Jahren dank eines Arbeitsvertrages mit einem mittelständischen Landschaftsgärtner in die Schweiz. Die bilateralen Verträge mit der EU erlauben eine solche Einwanderung auf unbürokratische Weise. Der Portugiese erhält einen Monatslohn von rund 4200 Franken. Er plant, den Rest seines Lebens in seiner neuen Heimat zu verbringen. Das Gesuch um Familiennachzug für die Frau und die beiden kleinen Kinder ist beim Ausländeramt pendent.

Wie wirkt sich Eduardos Beispiel auf die AHV aus? Allfällige Beitragsjahre in Portugal werden zum Rentenanspruch dazugerechnet, sind allerdings nicht in die Kassen hiesiger Sozialversicherungen geflossen. Die vom Lohn abgezogenen Beiträge der nächsten 25 Jahre, in denen er in der Schweiz voraussichtlich einer Arbeit nachgehen wird, werden wohl

bloss zu einer Minimalrente reichen, die momentan für ein Ehepaar bei monatlich 2350 Franken liegt. Die Differenz zum Existenzminimum würde auch in diesem Fall durch die Ergänzungsleistungen aufgefangen.

In die grosse AHV/EL-Rechnung mit einzu-beziehen sind aber auch all jene Zuwanderer, die via Asylschiene in die Schweiz gelangt sind und nach wie vor in grosser Anzahl hierherkommen und ein Bleiberecht erhalten. Ihre Erwerbstätigenquote im freien Arbeitsmarkt beträgt schweizweit tiefe 6,9 Prozent (Stichtag 30. Juni 2014, Personen des Asylbereichs). Bei den Eritreern, der mit Abstand grössten Asylgruppe, leben fast 90 Prozent von Sozialhilfe, worin auch die monatlich rund 45 Franken AHV/IV-Beiträge pro Haushalt enthalten sind. Die Folgen der hohen Erwerbslosigkeit sind enorme Sozialhilfekosten bis zum 64. beziehungsweise 65. Altersjahr – und darüber hinaus: Die hier gebliebenen Flüchtlinge werden auch als «Pensionierte» auf hochsubventionierte Renten angewiesen sein. Im Jahr 2000 betrug die Ergänzungsleistungen für die AHV noch 1,441 Milliarden Franken, 2014 waren es bereits 2,712 Milliarden.

Flüchtlinge mit Rentenansprüchen

Semret kam vor sechs Jahren aus Eritrea in die Schweiz. Die Migrationsämter setzten seinen Jahrgang auf 1980 fest, offiziell haben ihm die Behörden – wie bei vielen Asyleinwanderern – als Geburtsdatum den 1. Januar zugeschrieben, der Jahrgang scheint eine Schätzung zu sein. Der Vater eines Teenagers, der ebenfalls in der Schweiz lebt, bezieht Sozialhilfe. Da seine Chancen auf dem Arbeitsmarkt vom zu-

Ergänzungsleistungen

Ausgaben in Mio. Franken

| Jahr | Total | EL zur AHV | EL zur IV |
|------|--------|------------|-----------|
| 2000 | 2288,2 | 1441,0 | 847,2 |
| 2001 | 2351,2 | 1442,4 | 908,8 |
| 2002 | 2527,8 | 1524,8 | 1003,0 |
| 2003 | 2671,3 | 1572,6 | 1098,6 |
| 2004 | 2847,5 | 1650,9 | 1196,5 |
| 2005 | 2981,7 | 1695,4 | 1286,3 |
| 2006 | 3080,3 | 1731,0 | 1349,3 |
| 2007 | 3246,2 | 1827,1 | 1419,2 |
| 2008 | 3679,8 | 2071,7 | 1608,1 |
| 2009 | 3905,7 | 2209,7 | 1696,1 |
| 2010 | 4074,7 | 2323,6 | 1751,1 |
| 2011 | 4275,9 | 2439,0 | 1836,9 |
| 2012 | 4435,9 | 2524,5 | 1911,4 |
| 2013 | 4527,9 | 2604,6 | 1923,2 |
| 2014 | 4678,7 | 2712,1 | 1966,6 |

QUELLEN: BUNDESAMT FÜR SOZIALVERSICHERUNGEN, BEREICH STATISTIK

Entwicklung zu Lasten der Schweizer.

(demografischen) Gründen, warum die Ausgaben für die Altersvorsorge steigen, gibt es Auswüchse, die in der politischen Diskussion kaum angeschnitten werden, wie die folgenden Fallbeispiele zeigen.

Bojan ist Jahrgang 1955 und kam vor etwas mehr als zwanzig Jahren in die Schweiz. Der Serbe ist seit Anfang 2007 in seiner Wohngemeinde ununterbrochen sozialhilfeabhängig. In den Jahren zuvor erzielte er ein geringes Erwerbseinkommen und leistete daraus seine sozialversicherungsrechtlichen Verpflichtungen. Eine Integration in den Arbeitsmarkt scheint aussichtslos: Für Personen um sechzig investiert ein Sozialamt keinen Franken mehr, nicht einmal für besser ausgebildete Schweizer. In drei Jahren wird Bojan dann als Sozial-

«Schwere des Problems nicht erkannt»

Die Volkswirtschaftsprofessorin Monika Bütler warnt seit Jahren vor der Kostenexplosion bei den Ergänzungsleistungen. Warum stellt sich die Politik taub? Von Peter Keller und Florian Schwab

Frau Bütler, die Ergänzungsleistungen (EL) zur AHV haben zwischen 2004 und 2014 von 1,65 auf 2,71 Milliarden Franken zugenommen, jene der IV von 1,2 auf 1,97 Milliarden. Welches sind aus Ihrer Sicht die wichtigsten Ursachen der Entwicklung?

Ein wichtiger Grund ist die demografische Entwicklung. Wir haben nicht nur mehr Menschen im AHV-Alter, sondern auch mehr zwischen 50 und 65 Jahren, wo die IV-Quoten höher sind. Zudem sind die Pflegekosten gestiegen. Eigentlich müsste der Anteil der AHV-Rentner mit EL eher abnehmen, weil die jüngeren Rentner im Durchschnitt höhere Leistungen aus der Pensionskasse haben als die älteren. Auf der anderen Seite könnten vermehrte Kapitalbezüge aus der Pensionskasse die EL-Kosten ansteigen lassen. Ohne gute Daten lässt sich dies allerdings nicht hieb- und stichfest beweisen – nur schon weil EL meist erst im fortgeschrittenen Alter beantragt werden. Dies gilt sowohl im Pflegefall wie auch bei früheren Kapitalbezügen. Was mir mehr Sorgen macht, ist die Zunahme der jungen IV-Rentner – hier sind die EL besonders teuer. Und möglicherweise spielen auch höhere Bezugsquoten – *take-up rates* – eine Rolle. EL zu beantragen, ist mit weniger Stigma behaftet als noch vor einigen Jahren.

Das prozentuale Wachstum der EL betrug im letzten Jahrzehnt durchschnittlich gut fünf Prozent. Das Bundesamt für Sozialversicherungen rechnet damit, dass es in den nächsten fünf Jahren auf weniger als drei Prozent zurückgeht. Ist das realistisch?

Eher nicht, alle oben skizzierten Gründe, insbesondere die demografischen Treiber, bleiben uns noch eine Weile erhalten. Sie haben früh darauf hingewiesen, dass die EL für Leute mit geringem Pensionskassenvermögen sehr verlockend sind: Die erwarteten Altersleistungen können maximiert werden, indem man das Pensionskassenkapital bezieht, dieses verprasst und anschliessend EL bezieht. Wo sehen Sie im Ergänzungsleistungsregime die schlimmsten Fehlanreize?

Es betrifft nicht nur Leute mit geringem Pensionskassenvermögen, sondern auch



«Ein heisses Eisen»: Monika Bütler.

solche mit mittleren Pensionskassenvermögen ohne Privatvermögen. Selbst für jemanden mit einem Pensionskassenvermögen von 400 000 Franken ist es unter Umständen finanziell interessanter, die Pensionskasse in bar zu beziehen und später EL zu beantragen. Letztlich sind die Anreize für mittlere Einkommen für die Allgemeinheit besonders teuer, weil so auch EL ausbezahlt werden an Leute, die sich im Alter eigentlich selber hätten finanzieren können. Ferner geht von den EL ein starker Anreiz zu Frühpensionierungen aus. Wenn die kombinierten Leistungen aus AHV und Pensionskasse nur wenig oder gar nicht über dem durch die EL garantierten Einkommen liegen, dann ist es interessanter, die Pensionskassengelder zur Überbrückung zwischen vorzeitigem und regulärem Rentenalter zu verwenden. Für die EL zur IV sieht die Sache etwas anders aus. So werden für IV-Rentner mit Teilrenten die Arbeitsanreize geringer, sobald die EL die Lücke zwischen kombiniertem Arbeits- und IV-Einkommen und dem durch die EL garantierten Einkommen decken. Und vor allem sinken die Arbeitsanreize für den gesunden Ehepartner.

Wie müsste man diese korrigieren?

Ganz eliminieren kann man die Anreize nie. Ein erster Schritt wäre, die EL-Bezüger bezüglich Steuern und der Finanzierung von medizinischen Leistungen gleich zu behandeln wie AHV- und IV-Rentner mit kleineren Einkommen. Zudem sollten früher bezogene Pensionskassenleistungen bei der Berechnung der EL konsequent als fiktive Einkommen angerechnet werden. Natürlich könnte man die Leute zwingen, die PK als Rente zu beziehen, und die Vorbezüge zur Finanzierung des Wohneigentums verbieten. Das ist aber nicht sehr liberal und benachteiligt tendenziell ärmere und kränkere Menschen. Was sicher die Kosten senken würde, ist, wenn EL erst dann bezogen werden können, wenn das Vermögen ganz aufgebraucht ist. So würde der EL-Bezug um einige Zeit hinausgeschoben, was schon direkt die Kosten senken würde. Zudem würde sich wahrscheinlich der eine oder andere überlegen, ob es nicht doch gescheiter wäre, sich die Pensionskasse als Rente ausbezahlen zu lassen statt als Kapital.

Da die EL weitgehend von Beitragszahlungen entkoppelt sind, sind sie eine vergleichsweise einfache Beute für diejenigen, die aus der EU in den Schweizer Sozialstaat einwandern wollen. Machen wir es den Zuwanderern zu einfach?

Die EL sind in dieser Debatte höchstens eine Fussnote. Mit den EL lassen sich die Probleme der Migration nicht lösen. EL werden auch an viele Schweizer und Schweizerinnen ausbezahlt, die im Rentenalter in die Schweiz zurückkehren und vorher kaum AHV-Beiträge einbezahlt haben.

Auch für Sozialstaatsmigranten von ausserhalb der EU liegen EL im Bereich des Möglichen. Sie steigen automatisch von der

«Wichtigster Treiber dürften die Pflegekosten sein.»

Sozialhilfe in die komfortablere AHV mit EL auf, da die Sozialämter ihnen den AHV-Minimalbeitrag bezahlen. Sollte das geändert werden?

Wie gesagt: Die Problematik der Sozialstaatsmigration kann nicht mit den EL gelöst werden. Wir wissen nicht einmal, ob die Einwanderer wirklich teurer sind bezüglich EL als die Inländer. Das gilt vor allem auch für die Pflegekosten.

Welche Reformen halten Sie insgesamt für wünschenswert, um die drohende Kostenexplosion bei den EL zu entschärfen?

Keine Privilegierung der EL-Bezüger gegenüber anderen Rentnern mit ähnlich hohen Einkommen bezüglich Steuern und der Fi-

nanzierung von medizinischen Leistungen. So verschwinden auch die Schwelleneffekte, von denen ebenfalls ein grosser Anreiz ausgeht, EL zu beantragen. Eine konsequente Anrechnung von fiktiven Einkommen wie Einkommen des Partners oder frühere Kapitalbezüge. Es wäre wohl auch sinnvoller – wenn auch politisch schwierig zu verkaufen –, Miete und medizinische Kosten (ausser Pflege) nicht separat abzurechnen, sondern den EL-Bezüglern die Aufteilung der Mittel zu überlassen. Erstens entfällt so das bürokratische Feilen darum, wer wie viel wann bezahlt. Zweitens wissen wir aus der Forschung, dass Individuen mit mehr Wahlfreiheit vernünftiger und sparsamer mit den Mitteln umgehen. Drittens wäre diese Lösung auch gerechter. Ein EL-Bezüger, der in einem kleinen Zimmer wohnt, mit seinen Zahnlücken glücklich ist, dafür sich in der Quartierbeiz täglich sein *Zweierli* gönnt, fährt heute viel schlechter als ein anderer, der die Kostengrenze für seine Wohnung ausreizt und sich die Zähne sanieren lässt.

Man hat den Eindruck, das Thema sei politisch ein heisses Eisen. Bundesrat Alain Berset (SP) wollte in der letzten Session eine Erhöhung der Maximalmieten für EL-Bezüger durchdrücken. Was ist davon zu halten?

Natürlich braucht es eine Berücksichtigung regionaler Unterschiede bei den anrechenbaren Kosten für die Festsetzung der durch die EL garantierten Einkommen – aber eine sture Aufteilung in Wohnen, medizinische Leistungen und andere Ausgaben treibt die Ausgaben eher hoch. Aber klar, ein heisses Eisen sind die EL auf jeden Fall.

Bei der Altersreform 2020 spielen die EL so gut wie keine Rolle. Scheut man diese Diskussion, oder sehen Sie andere Gründe?

Wahrscheinlich spielt auch eine Rolle, dass viele noch gar nicht erkannt haben, wie gravierend das Problem wirklich ist.

Wenn die Politik es versäumt, die EL zu reformieren: Auf welchem Kostenpegel befinden wir uns dann in zehn Jahren?

Das zu beziffern, wäre reine Kaffeesatzleserei. Wichtigster Treiber dürften die Pflegekosten sein. Dieses Problem muss die Schweiz ohnehin dringend angehen, wenn wir der jungen Generation nicht noch mehr auflasten wollen.

Monika Bütler ist Professorin für Volkswirtschaft an der Universität St. Gallen.

ständigen Sozialarbeiter als intakt gesehen werden, schickt ihn dieser für monatlich 450 Franken ins Praktikum Gesundheit und Soziales des Schweizerischen Roten Kreuzes Zürich, was ihm zu einer Karriere als Krankenpfleger verhelfen soll.

Ist das mehrjährige Praktikum erfolgreich, so kann Semret bis zu seinem Pensionsalter, also während rund 25 Jahren, einem eigenen Erwerb nachgehen und damit auch Sozialversicherungsbeiträge generieren. Wenn nicht, so wird er wohl auf unbestimmte Zeit in seiner Wohngemeinde von der Fürsorge abhängig bleiben. Wie all die Zehntausende Personen, die jedes Jahr mittels Asylantrag in die Schweiz einreisen und hier ein reguläres Aufenthaltsrecht erhalten, wird auch der Eritreer

Erste Anzeichen für eine Kostenexplosion sind bereits jetzt zu erkennen.

spätestens mit Erreichen seines 65. Altersjahres eine Rente nach Schweizer Recht beanspruchen.

Weil diese ehemaligen Asylbewerber kaum oder gar nie gearbeitet haben und daher weder über genügend Beitragsjahre verfügen, noch eine zweite Säule geäufnet haben, sind sie bei Bezug einer AHV/IV-Rente auf Ergänzungsleistungen ihrer Gemeinde angewiesen. Die aktuelle Masseneinwanderung über die Asylschiene dürfte also spätestens in ein paar Jahrzehnten auch zu einer Kostenexplosion bei den Zusatzleistungen führen. Erste Anzeichen dafür sind allerdings bereits jetzt zu erkennen: Keine andere Sozialleistung ist in den letzten Jahren prozentual so stark angestiegen wie die EL. Betrag der gesamte Aufwand im Jahr 2000 noch 2,288 Milliarden Franken, so wurden 2010 schweizweit bereits 4,074 Milliarden Franken Zusatzleistungen zur AHV und IV ausgeschüttet, 2014 stieg die Summe auf 4,678 Milliarden (siehe Tabelle). Der Betrag hat sich also seit 2010 fast verdoppelt. Diskutiert wird dieses Phänomen – im Gegensatz zu den steigenden Krankenkassenprämien oder den Auswüchsen der Invalidenversicherung – kaum. Auch der zuständige Bundesrat Alain Berset (SP) wiegelte auf eine entsprechende Anfrage («Salamitaktik bei den Ergänzungsleistungen?») des FDP-Nationalrates Bruno Pezzatti ab: Das Reformpaket befinde sich erst im Anfangsstadium. Das war im Herbst 2014, und bis heute liegt keine Botschaft vor.

Die Probleme allein der Zuwanderung zuzuschreiben, wäre allerdings verfehlt. Auch in der Schweiz sind Mentalitätsverschiebungen feststellbar. Immer häufiger lassen sich angehende Pensionäre ihr Guthaben der zweiten Säule ausbezahlen. In wenigen Jahren wird dann das als Vorsorge gedachte Kapital durchgebracht. Anschliessend klopfen die Verpras-

ser wieder bei den Behörden an, um sich mittels Ergänzungsleistungen die AHV-Rente aufstocken zu lassen. Finanziert durch die arbeitende Bevölkerung.

Irgendeine Sozialkasse zahlt immer

Das Beispiel aus einer mittelgrossen Zürcher Agglomerationsgemeinde soll diese Entwicklung veranschaulichen: Ein Schweizer Ehepaar besass seit längerer Zeit ein Ferienhaus in Florida. Mit der Pensionierung liess sich der ehemalige Kadermitarbeiter des Flughafens sein individuell Angespartes von 550 000 Franken auszahlen. Fünfenehalb Jahre später war das Geld aufgebraucht, und das Ehepaar zog vom warmen Sunshine State zurück in die kalte Schweiz, wo es in seiner ursprünglichen Gemeinde einen Antrag auf Ergänzungsleistungen zur AHV-Rente stellte. Juristisch gesehen liegt kein Missbrauchstatbestand vor, aber dennoch sind die Verjubler am Ende die Gewinner. Für sie ersetzt die öffentliche Hand, was andere eigenverantwortlich und sparsam für später zur Seite gelegt haben.

Sandro stammt ursprünglich aus Chile und arbeitete einige Jahre in der Schweiz. Davon hatte er sich ein PK-Guthaben von 90 000 Franken angespart. Die letzten Jahre lebte der Alleinstehende als Sozialhilfeempfänger, zuvor hatte er sich einbürgern lassen. Die angehäuften Pensionskassengelder lässt er sich ein Jahr



Sechstes Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

Die EU und Russland – scheitert die europäische Idee im Osten?

Referat: Günter Verheugen

Leitung: Wolfgang Koydl
Redaktor Weltwoche, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich
26. Oktober 2015, 18 Uhr
Fr. 150.– / Gönner: Eintritt frei

19 Uhr: Interview mit dem Referenten
und offene Diskussion

Sprache: Englisch

Anschliessend Apéro:
Hobelkäse-Buffer mit Züpfle

Information: +41 44 261 19 71

Anmeldung:
info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCH

vor der Pensionierung auszahlen und zieht in seine Heimat nach Südamerika. Wenige Jahre später steht er am Schalter seiner Heimatgemeinde, wo er einen Antrag auf Ergänzungsleistungen ausfüllt. Sein geschicktes Kalkül dahinter: Wer in einen Staat ausserhalb der EU/Efta auswandert, darf sich die PK-Gelder auszahlen lassen. Und nur wer Schweizer Staatsangehöriger ist, darf vom ersten Tag Aufenthalt in der Schweiz an (wieder) EL beantragen. Für ausländische Staatsangehörige sieht nämlich das Gesetz für den Bezug von Zusatzleistungen eine Karenzfrist von zehn beziehungsweise für Flüchtlinge und Staatenlose von fünf Jahren vor, andernfalls füllt bei IV- und AHV-Bezug die Sozialhilfe die Differenz zu den minimalen Lebenskosten auf. Womit wir wieder beim Hauptthema wären: Irgendeine Schweizer Sozialkasse zahlt immer.

Viele Gemeindebehörden und Verwaltungsangestellte stören sich an den vorzeitigen PK-Bezügen: Sofern in den Jahren vor dem Antrag auf Zusatzleistungen Vermögen durch Schenkungen oder Erbvorbezüge abgeflossen ist, was sich aus den Steuererklärungen eruieren lässt, können die Behörden den Antragsteller zu Rückforderungen verpflichten. Ansonsten sind den Verwaltungen die Hände gebunden: Weder ausgiebige Auslandsaufenthalte, noch all die Fehlinvestitionen, die den Gemeindeverwaltungen in den Biografien ihrer (späteren) Ergänzungsleistungsbezüger ins Auge stechen, sind bezugs mindernde Tatbestände.

Was langjährigen lokalen Verwaltungsangestellten ebenso auffällt: Die weitaus teuersten Fälle im Bereich EL gehen von jungen Leuten, vorab Männern aus dem Balkan oder der Türkei, aus, die nur wenige Jahre in der Schweiz gelebt haben und für invalid erklärt werden. Sie verfügen in der Regel über kein oder nur wenig Pensionskassenguthaben. Ausschlaggebend für die Höhe der IV-Renten ist die Länge der Versicherungsdauer und die Höhe des durchschnittlichen Einkommens. Doch wie tief die Rente auch immer ausfällt, der Rest kommt – steuerfrei – über die EL rein. Die ausbezahlten Beträge sind schliesslich gleich hoch wie diejenigen der AHV-Renten. Auch hierzu ein Fallbeispiel: Ahmet wurde 1983 geboren und kam als Kleinkind in die Schweiz. Nach der obligatorischen Schulzeit arbeitete er zeitweise in verschiedenen Jobs, bis sich ein professionelles Netzwerk engmaschig um ihn und seine diversen (psychischen) Probleme kümmerte. Später wurde ihm eine Invalidenrente zugesprochen. Die Differenz zwischen der Minimalrente, die sich momentan auf 1175 Franken für Alleinstehende beläuft, und den Lebenskosten wird aus der Kasse der Zusatzleistungen übernommen. Die schweizweiten Unterschiede bei den Gesamtleistungen sind minim, und letztere betragen je nach Wohnkosten zwischen monatlich 3000 und 3500

Franken. Damit sind AHV- und IV-Rentner mit Ergänzungsleistungen gegenüber Sozialhilfebezüger leicht besser gestellt. Das individuelle Budget ist indes nach oben offen: Zahnarztrechnungen, Betreuungs- und Heimkosten, Selbstbehalt und Franchise bei der Krankenkassenprämie und vieles mehr übernimmt wie bei der Sozialfürsorge die Allgemeinheit.

Auch im Bereich der IV steigen die Gesamtkosten rasant: Betrug dort im Jahr 2000 die EL noch 847 Millionen Franken, sind es heute 1,966 Milliarden.

Härtefälle werden zum Normalfall

Wieso gibt es überhaupt Ergänzungsleistungen? Der Bund beabsichtigte mit dieser Einrichtung die finanzielle Absicherung armer Rentner. Das war in den 1960er Jahren, und damals war eine zweite Säule noch nicht obligatorisch, das steuerlich privilegierte Sparen

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

noch nicht erfunden. Der Anteil der Personen mit einer Altersrente, die auf Zusatzleistungen angewiesen sind, stagniert seit mehr als einem Jahrzehnt konstant bei rund zwölf Prozent.

Dabei fällt auf, dass sich die Quoten zwischen Schweizern und Ausländern verschieben: Offenbar verfügen immer mehr Schweizer über genügend finanzielle Grundlagen, während eine wachsende Zahl ausländischer AHV-Bezüger diese zusätzlichen Sozialgelder beantragt. Sind es bei allen AHV-Pensionären mit Schweizer Staatsangehörigkeit elf Prozent, so ist mittlerweile jeder vierte ausländische Altersrentner auf Ergänzungsleistungen angewiesen. Das gleiche Bild zeigt sich bei der IV, wo rund doppelt so viele Nichtschweizer eine Rente beziehen und zusätzlich EL beanspruchen. Auch hier steigt die Zahl der Bezü-

ger markant: Bezogen im Jahr 2000 bloss 61 800 IV-Rentner Ergänzungsleistungen, sind es Ende 2014 exakt 112 860 Personen.

Spinnt man diese Entwicklungen weiter und wagt im Zusammenhang mit der Zuwanderung einen Blick in die Zukunft, so stellt sich die Frage, wer für die Differenz zwischen Renten und Existenzminimum für all jene, welche hier nicht die 44 obligatorischen Beitragsjahre aufweisen können, aufkommen soll. Diese Kategorie weist «Beitragslücken»

Die weitaus teuersten Fälle gehen von jungen Männern aus dem Balkan oder der Türkei aus.

auf, wie es im sozialversicherungsrechtlichen Fachjargon heisst. Für jedes fehlende Beitragsjahr wird die Rente zwar anteilmässig gekürzt – aber mit den EL faktisch wieder aufgefüllt. Die Rechnung zahlt die immer kleiner werdende, hart arbeitende Bevölkerung im Mittelstand und darüber.

Ein Blick in die Statistik der Quellensteuerpflichtigen im Kanton Zürich widerlegt die gängige Behauptung, dass die Zuwanderer überdurchschnittlich hohe Löhne erzielen und damit überdurchschnittlich hohe Beiträge an die Sozialversicherungen leisten: Geht man von einem Durchschnitts-Bruttolohn im Kanton Zürich von 82 800 Franken aus (Zahlen von 2012), so bewegt sich der Lohn der Quellenbesteuerten zwischen 46 600 Franken Jahreslohn (für Steuerpflichtige mit Wohnsitz in der Schweiz, 2011) und 68 051 Franken (bei Grenzgängern, 2011).

Seltsamerweise interessiert sich kaum jemand für diese Entwicklungen. Die Kommunen können die Ausgaben dem Bund weiterverrechnen, da fällt höchstens an der Gemeindeversammlung die Kostensteigerung als buchhalterischer Durchlaufposten beim Sozialaufwand ins Auge. Unser Rentensystem mitsamt seinen einst für Härtefälle gedachten Zusatzleistungen ist für Ungelernte, Leistungsschwache, aber auch für die vielzitierten «Fachkräfte», die mitten im Arbeitsleben in der Schweiz Fuss gefasst haben und ein unterdurchschnittliches Einkommen aufweisen, ebenso attraktiv wie die Fürsorge, zumal diese nicht versteuert werden muss. Die Ergänzungsleistungen sind zur tickenden Sozialbombe geworden.

Barbara Steinemann ist Juristin und Zürcher Kantonsrätin (SVP).

Mit Levrat in den sozialen Infarkt

Von Florian Schwab — Der Sozialstaat saugt bereits jeden dritten Franken auf, der erwirtschaftet wird. Trotzdem wachsen die Kosten weiter an. Die in der Sozialpolitik tonangebende SP bleibt untätig und wird so zur Totengräberin ihrer eigenen Idee.

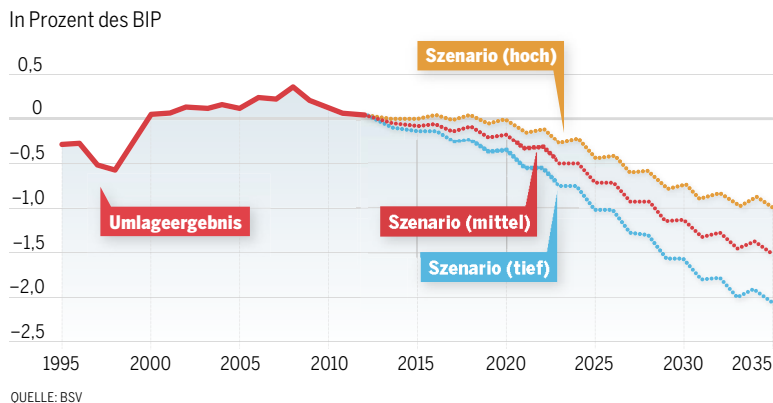
Für die letzten zwanzig Jahre war das Dossier «Sozialstaat» grösstenteils in der Hand der Sozialdemokraten. Ruth Dreifuss (SP) hielt fast zehn Jahre die Stellung im Innendepartement. Auch während des freisinnigen Interregnums von Pascal Couchepin (2003–2009) und Didier Burkhalter (2009–2011) betrachtete sich die SP als Gralshüterin der Sozialwerke. Reformen torpedierte sie. Seit 2012 ist mit Alain Berset erneut ein SP-Mann am Ruder. Unter der linken Dominanz ist der Sozialstaat in einem Tempo gewachsen, das zunehmend Sorgen bereitet.

Der bedächtige Arbeitgeberverband warnt, ein weiterer Ausbau der Sozialleistungen sei nicht finanzierbar. Schon das bisherige Niveau sei nur mit neuen Finanzierungsquellen zu halten. Von einem im internationalen Vergleich massvollen Sozialstaat kann keine Rede mehr sein, wenn die Sozialsysteme fast jeden dritten Franken aufsaugen, den die Wirtschaft hervorbringt. Und an diesem Punkt befinden wir uns. Wie erklärt sich das markante Wachstum, und wo ist es besonders problematisch?

1. Das Gesamtbild

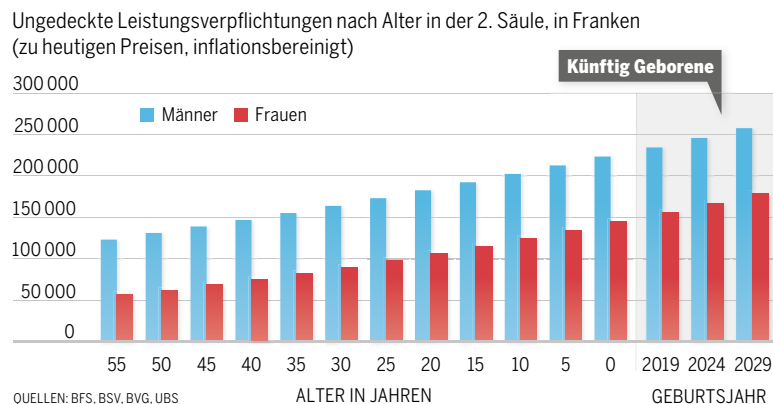
Im Jahr 2013 betrug die Soziallastquote nach Angaben des Bundesamts für Statistik (Bfs) mehr als 31 Prozent. Dies bedeutet, dass die Steuern und Abgaben, die Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Steuerpflichtige in die Sozialwerke einzahlen, 31 Prozent des Bruttoinlandproduktes (BIP), also der jährlichen Wirtschaftsleistung, ausmachen. Tendenz steigend. In der Zahl enthalten sind einerseits die Prämien, die wir in soziale Zwangsversicherungen wie die Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) einzahlen, aber auch steuerfinanzierte Ausgaben des Staates für die soziale Sicherheit. Fächert man das Bild auf, so muss man unterscheiden zwischen den als Versicherung konzipierten Sozialwerken auf der einen Seite und den Sozialausgaben, die aus allgemeinen Steuermitteln von Bund, Kantonen und Gemeinden bezahlt werden, auf der andern Seite.

Gewinn/Verlust der AHV



Tief im roten Bereich.

Mehr herausnehmen als einbringen



Von Geburt an verschuldet.

2. AHV und IV

Der Gedanke bei AHV, IV und Arbeitslosenversicherung ist der einer Versicherung: Für den Einzelnen sollten die einbezahlten Beiträge in einem Verhältnis zu dem stehen, was er sinnvollerweise selber an Leistungen erwarten kann; gesamthaft sollten sich Einnahmen und Ausgaben die Waage halten.

Die Statistiker des Bundes erwarten, dass die veränderte Altersstruktur der Bevölkerung das sogenannte Umlageergebnis bei der AHV tief in den roten Bereich (siehe 1. Grafik oben) drücken wird. Das Umlageergebnis misst, ob Einnahmen und Ausgaben der AHV ausgeglichen sind (Nulllinie). In den neunziger Jahren tauchte dieser Wert bereits einmal auf mehr als ein halbes Prozent des BIP in den negativen Bereich. Dann kam ein durch die Masseneinwanderung ausgelöstes Strohfeuer.

Spätestens ab 2015 geht es nur noch abwärts. Theoretisch ist die AHV insolvent, wenn sie

ihre jährlichen Ausgaben aus den jährlichen Einnahmen nicht mehr bestreiten kann. Die AHV funktioniert im Umlageverfahren. Sie ist ein reiner Durchlaufbrunnen, bei dem jährlich genauso viel Wasser abfließt wie zufließt.

Wenn die Versicherungen sich nicht mehr selber tragen, dann wird der Steuerzahler zur Kasse gebeten. Die Invalidenversicherung geht bereits heute an der Krücke einer ursprünglich befristeten Mehrwertsteuererhöhung. Die AHV wird zusätzlich aus der Tabaksteuer alimentiert. Beide sind damit keine Versicherung mehr. Geht es nach dem Willen von Sozialminister Alain Berset und seiner Partei, so soll auch die AHV mit zusätzlichen Mehrwertsteuerprozenten abgestützt werden.

3. Pensionskassen

Zu den Sozialversicherungen gehört auch die berufliche Vorsorge (BVG / zweite Säule). Die Probleme sind hier weniger sichtbar als bei der AHV, aber ähnlich gelagert. Da dieses System nach dem Gesetz des Kapitaldeckungsverfahrens funktioniert, kann es auf einen grossen Kapitalstock zählen – die Pensionskassenguthaben. Im

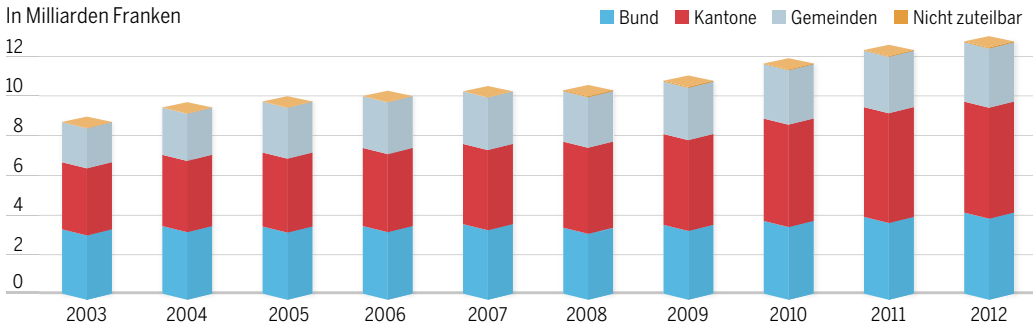
Brunnen hat es so viel Wasser, dass es nicht sofort stört, wenn mehr abfließt als zufließt. Doch auch in diesem Bereich ist das Verhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben aus dem Lot geraten, da die erwarteten Ausschüttungen aus dem Brunnen die erwarteten Zuflüsse übersteigen (siehe 2. Grafik oben). Ein heute 55-jähriger Mann wird rund 120 000 Franken zu viel Geld beziehen. Auch das geht nicht ewig so weiter. Irgendwann ist der Brunnen leer. Dann muss der Steuerzahler bluten.

4. Die Sozialausgaben des Staates

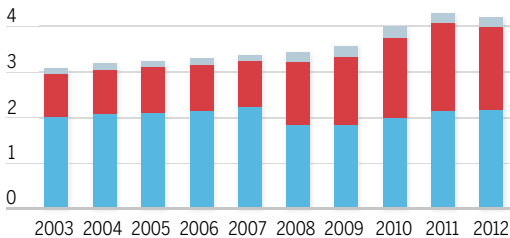
Betrachten wir nun den Bereich, der nicht über Versicherungsprämien, sondern über Steuern finanziert wird: die Ausgaben von Bund, Kantonen und Gemeinden für die soziale Sicherheit. Diese Kategorie im Bundesbudget ist seit 1990 von 12,58 Milliarden Franken auf heute 38,6 Milliarden Franken angewachsen (nächste Seite rechts). Aufschlussreich ist ein Ver-

Total der bedarfsabhängigen Leistungen

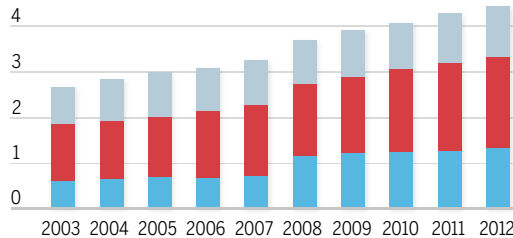
In Milliarden Franken



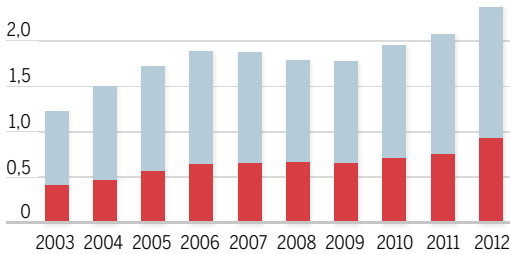
Prämienverbilligungen



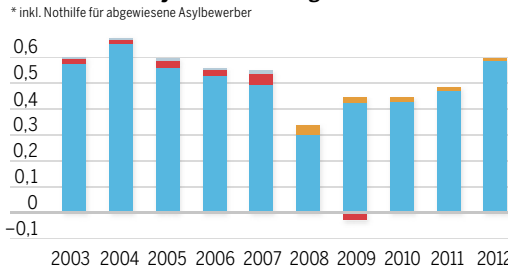
Ergänzungsleistungen



Sozialhilfe ohne Asylbereich



Sozialhilfe im Asyl- und Flüchtlingsbereich*



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS) / STATISTIK DER BEDARFSABHÄNGIGEN SOZIALLEISTUNGEN

Rund zwei Milliarden Franken mehr Ergänzungsleistungen.

gleich mit anderen Staatsausgaben (siehe Tabelle): Die soziale Sicherheit ist um 175,3 Prozent teurer geworden, während die gesamten Staatsausgaben um 86,7 Prozent gewachsen sind. Mit anderen Worten: Der Sozialstaat wächst schneller als der Staat insgesamt, und der Staat insgesamt wächst schneller als die Wirtschaft. Langfristig geht dies nicht auf. Das markanteste Wachstum verzeichneten die Sozialausgaben in den Bereichen Arbeitslosigkeit (plus 870 Prozent seit 1990), Sozialhilfe (plus 300 Prozent), Familie und Jugend (plus 258 Prozent) und Invalidität (plus 239 Prozent). In die letzte Kategorie fällt die Subventionierung der IV mittels der Mehrwertsteuer.

5. Bedarfsabhängige Leistungen

Einen grossen Kostenblock bei den Sozialausgaben des Staates verursachen sogenannte bedarfsabhängige Leistungen. Bedarfsabhängig bedeutet, dass im Einzelfall geprüft wird, ob ein Antragsteller wirklich bedürftig ist und aus Steuermitteln unterstützt werden muss. Das Total dieser Leistungen beträgt heute 12,7 Milliarden Franken, drei Milliarden mehr als noch vor einem Jahrzehnt (obenstehende Grafiken). Wichtige Einzelbestandteile in dieser Kategorie sind Ergänzungsleistungen, Prämienverbilligungen zur Krankenkasse sowie die Sozialhilfe. Wenig erstaunlich ist, dass die

Ergänzungsleistungen und die Sozialhilfe die grössten Kostentreiber sind. Mit ihnen verbunden sind die Ausgaben für die Prämienverbilligung der Krankenkasse, die mittlerweile fast jeder zweite Schweizer bezieht und jeder Sozialhilfe- und Ergänzungsleistungsbezüger sowieso. Die Sozialhilfe hat sich im letzten Jahrzehnt ungefähr verdoppelt. Die Prämienverbilligungen haben im selben Zeitraum um eine Milliarde Franken zugenommen, die Ergänzungsleistungen um rund zwei Milliarden.

Diese Entwicklung schlägt besonders auf die Kantons- und Gemeindefinanzen durch, bei denen das Kostenwachstum im Vergleich zum Bund überproportional anfällt. In etlichen Gemeinden sind die Ausgaben für die soziale Sicherheit bereits höher als die Steuereinnahmen. Kantonaler Spitzenreiter in dieser traurigen Statistik ist die Gemeinde Fischenthal ZH, wo die Ausgaben im Sozialbereich 120 Prozent des Steueraufkommens auffressen. Das lässt sich nur durch den kantonalen Finanzausgleich abfedern, solange es nicht zu viele solcher Gemeinden gibt.

6. Insbesondere: Ergänzungsleistungen

Die Kosten für die Ergänzungsleistungen sind seit deren Einführung im Jahr 1966 regelrecht explodiert (2. Grafik rechts). Es ging gut zehn

Jahre, bis das Wachstum richtig einsetzte. Nach Vorhersagen des Bundesrates werden die Ergänzungsleistungen bald die Marke von 5 Milliarden Franken knacken und bis 2035 auf über 7,8 Milliarden Franken anwachsen. In seiner Prognose rechnet der Bund damit, dass das Kostenwachstum von über 5 Prozent im letzten Jahrzehnt auf 2,8 Prozent bis 2020 und danach auf nur noch 2,3 Prozent zurückgehen wird. Woher soll diese Dämpfung der Ausgaben kommen, wenn am System nichts geändert wird? Christoph Schaltegger, Professor für Politische Ökonomie an der Universität Luzern und Verfasser eines Gutachtens über die Ergänzungsleistungen für den Schweizerischen Arbeitgeberverband, hält fest, dass auch das vom Bund prognostizierte Kostenwachstum über dem allgemeinen Wirtschaftswachstum liegt und sich somit die zusätzlichen Aus-

Jährliche Sozialausgaben pro Kopf, 2012

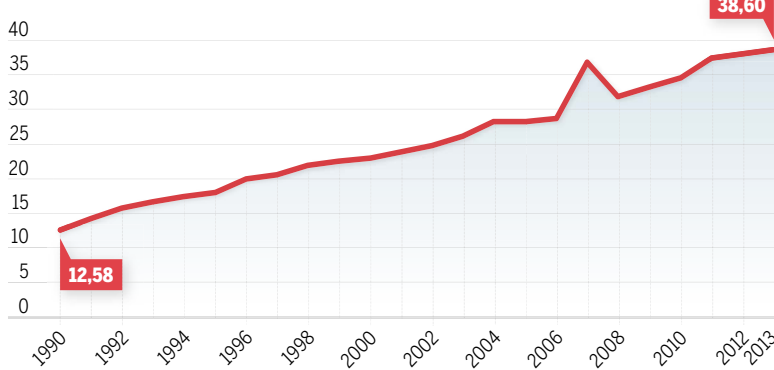
| Land | Ausgaben in Euro |
|-----------------------|------------------|
| Norwegen | 19 393.45 |
| Luxemburg | 18 862.11 |
| Schweiz | 16 897.79 |
| Dänemark | 15 178.13 |
| Schweden | 13 030.03 |
| Niederlande | 11 902.21 |
| Irland | 11 616.14 |
| Finnland | 11 086.08 |
| Österreich | 10 988.36 |
| Frankreich | 10 623.77 |
| Belgien | 10 390.03 |
| Deutschland | 9 766.03 |
| EU-15 | 9 060.03 |
| Grossbritannien | 8 702.67 |
| Island | 8 305.62 |
| Italien | 7 936.45 |
| EU-28 | 7 561.78 |
| Spanien | 5 691.59 |
| Griechenland | 5 471.78 |
| Zypern | 4 730.97 |
| Slowenien | 4 358.77 |
| Portugal | 4 224.95 |
| Malta | 3 178.09 |
| Tschechische Republik | 3 026.19 |
| Slowakei | 2 420.74 |
| Kroatien | 2 150.30 |
| Ungarn | 2 135.76 |
| Estland | 2 036.52 |
| Litauen | 1 817.80 |
| Polen | 1 810.68 |
| Lettland | 1 530.15 |
| Türkei | 1 123.46 |
| Serbien | 1 058.22 |
| Rumänien | 1 024.21 |
| Bulgarien | 951.63 |

QUELLE: EUROSTAT

Sozialstaats-Füllhorn Schweiz.

Ausgaben für soziale Sicherheit von Bund/Kantonen/Gemeinden

In Mrd. Franken

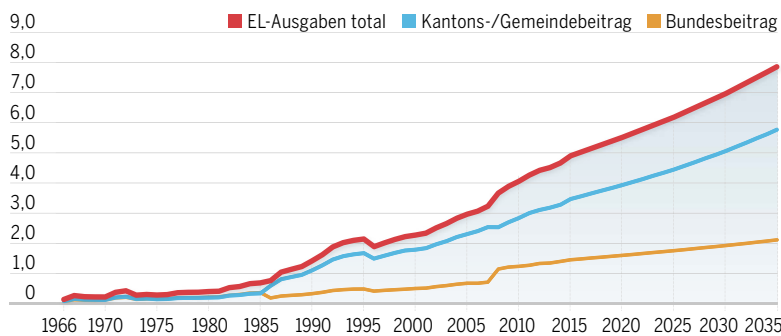


QUELLE: FINANZSTATISTIK 2015, EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG (EFV)

Die soziale Sicherheit kostete 2013 über dreimal mehr als 1990.

Ergänzungsleistungen (EL)

Bis 2013: in laufenden Preisen – Prognose ab 2013: in Preisen von 2013; in Mrd. Franken



QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS) / PROGNOSE: BUNDESAMT FÜR SOZIALVERSICHERUNGEN (BSV)

Auf Kosten der allgemeinen Wohlstandssteigerung.

gaben «nicht aus der allgemeinen Wohlstandssteigerung finanzieren». Also finanzieren sie sich auf Kosten der allgemeinen Wohlstandssteigerung, über höhere Steuern.

7. Die Dynamik

Hinter den ausufernden Kosten in allen Bereichen stehen zerstörerische Dynamiken, die den Sozialstaat bedrohen. Eine davon bezeichnet die St. Galler Ökonomin Monika Bütler als explodierende «Anstandsbombe». Bis jetzt beziehe nicht jeder Sozialleistungen, der ein Anrecht darauf habe. Dies ändere sich aber rasant. Früher galt es als anständig, erst dann beim Staat die hohle Hand zu machen, wenn es wirklich nicht mehr anders ging. Die inzwischen gefallene Hemmschwelle ist ansteckend. Manch einer beginnt sich zu fragen: «Wie kann auch ich ein Stück vom Sozialkuchen ergattern?»

Eine andere Dynamik, die den Sozialstaat in der Schweiz unterhöhlt, ist die Einwanderung. Das statistische Amt der Europäischen Union (Eurostat) vergleicht jährlich, wie hoch die sozialstaatlichen Leistungen pro Kopf in den EU-Staaten und in der Schweiz sind. Berücksichtigt sind alle Leistungen aus den Sicherungssystemen für die Risiken des Alters, der Krankheit und der Invalidität.

Im Jahr 2012 (neueste Daten) betragen die durchschnittlichen Leistungen in der Schweiz

fast 17 000 Euro pro Kopf – nach Norwegen und Luxemburg ein europäischer Spitzenwert. Wie muss ein solch prall gefülltes Sozialstaatsfüllhorn auf Leute aus Bulgarien wirken, die durchschnittlich 952 Euro aus den sozialen Sicherungssystemen erhalten, oder auf die krisengebeutelten Spanier mit 5962 Euro im Jahr oder auch auf die Deutschen mit ver-

Manch einer fragt sich: «Wie kann auch ich ein Stück vom Sozialkuchen ergattern?»

gleichsweise kargen 9766 Euro im Jahr? Und ob das mit der «Anstandsbombe» nicht eher schlechter als besser wird, wenn man unbeschränkt Leute aus Ländern zuwandern lässt, wo das Leben auf Kosten der Allgemeinheit eine Art Volkssport ist?

8. Ein Schweizer Gerhard Schröder?

Bis anhin wurde das grundlegende Problem des immer teureren Sozialstaats notdürftig zugedeckt, indem man Geld von den Steuerzahlern in die Sozialversicherungen umleitete. Die Folge der beschriebenen Entwicklung ist eine immer höhere Steuer- und Abgabenquote. Zuerst erhöht die Politik die Sozialabgaben von Arbeitgebern und Arbeitnehmern,

Gesamtausgaben Bund/Kantone/Gemeinden

Überdurchschnittliches Kostenwachstum bei der sozialen Sicherheit

| Bereich | 1990 in 1000 Fr. | 2013 in 1000 Fr. | Veränderung in Prozent |
|---|---------------------|---------------------|---------------------------|
| GESAMTAUSGABEN | 87 126 086 | 162 661 941 | 86,70 |
| • Allgemeine Verwaltung | 7 297 552 | 16 217 697 | 122,23 |
| • Öffentl. Ordnung u. Sicherheit, Verteidigung | 11 613 168 | 15 926 863 | 37,14 |
| • Verteidigung | 6 732 205 | 5 261 615 | -21,84 |
| • Bildung | 16 609 724 | 35 397 820 | 113,12 |
| • Kultur, Sport und Freizeit, Kirche | 3 133 107 | 5 196 321 | 65,85 |
| • Gesundheit | 10 769 188 | 13 747 747 | 27,66 |
| • Soziale Sicherheit | 14 096 461 | 38 813 654 | 175,34 |
| · Krankheit und Unfall | 1 815 686 | 4 582 865 | 152,40 |
| · Invalidität | 2 730 971 | 9 254 223 | 238,86 |
| · Alter und Hinterlassene | 6 712 241 | 14 115 102 | 110,29 |
| · Familie und Jugend | 688 894 | 2 466 498 | 258,04 |
| · Arbeitslosigkeit | 140 780 | 1 365 545 | 869,99 |
| · Sozialer Wohnungsbau | 336 801 | 378 097 | 12,26 |
| · Sozialhilfe und Asylwesen | 1 643 877 | 6 587 988 | 300,76 |
| · Soziale Wohlfahrt n. a. g. | 27 210 | 60 963 | 124,04 |
| • Verkehr und Nachrichtenübermittlung | 9 255 686 | 16 879 595 | 82,37 |
| • Umweltschutz und Raumordnung | 3 631 682 | 6 211 757 | 71,04 |
| • Volkswirtschaft | 5 297 062 | 7 979 068 | 50,63 |
| • Finanzen und Steuern | 5 422 455 | 6 291 420 | 16,03 |

Die Sozialausgaben wachsen überdurchschnittlich.

und wenn dies immer noch nicht genügt, um den nimmersatten Sozialstaat zu füttern, dann müssen allgemeine Steuermittel herhalten, mit Vorliebe die Mehrwertsteuer.

Das lässt sich nicht unbegrenzt durchhalten. Es lähmt nämlich das Wirtschaftswachstum, wenn von jedem verdienten Franken 31 Rappen im Sozialstaat versickern. Dadurch sinken die Anreize für wirtschaftliche Betätigung. Irgendwann ist eine Schmerzgrenze der Abgaben- und Steuerlast erreicht.

Wenn die Sozialdemokraten es gut meinen mit ihrem Sozialstaat, dann müssen sie ihm ein paar bittere Pillen verabreichen, solange dies noch möglich ist. Dazu würde eine Schuldenbremse bei den Sozialversicherungen gehören – analog der Schuldenbremse für die Bundesfinanzen. Zudem muss in der Altersvorsorge ehrlich gerechnet werden, auch wenn dies bedeutet, dass die Leistungen sinken können. Die Einwanderung in den Sozialstaat muss konsequent unterbunden werden (beispielsweise Karenzfristen). Die übertriebene Grosszügigkeit bei den Ergänzungsleistungen und der Sozialhilfe müsste ein Ende haben. Die einzige politische Kraft, die solch schmerzhaft Reformen zustande bringen könnte, ist die Sozialdemokratie selber. Aber dafür bräuchte es eine schweizerische Variante des deutschen Sozialstaatsreformers Gerhard Schröder. ○

Repressalien

Von Henryk M. Broder — Wie klingt eine Ukulele, die gerne eine Bassgeige geworden wäre?



Letzten Sonntag fand in Weissrussland die Präsidentenwahl statt. Am Montag gab die deutsche «Tagesschau» in ihrer 20-Uhr-Ausgabe bekannt, der «autoritär regierende Staatschef Lukaschenko» sei im Amt bestätigt worden. «Nach offiziellen Angaben erhielt er gut 83% der Stimmen.» Allerdings hätten internationale Wahlbeobachter den Urnengang in der früheren Sowjetrepublik als «wenig transparent» kritisiert. Dennoch habe die EU angekündigt, «Sanktionen gegen Weissrussland zunächst für vier Monate auszusetzen». Denn, so der deutsche Aussenminister Steinmeier, es habe «weniger Repressalien als bei früheren Wahlen gegeben». Diese Nachricht ging im Trubel des Tages unter. Sie verdient es, aus der Versenkung geholt zu werden.

Zum einen ist sie ein weiterer Beleg dafür, dass die EU, deren Vertreter nicht müde werden, «die gemeinsamen Werte» zu betonen, im Begriffe ist, sich mit Diktatoren und Despoten zu arrangieren: mit den Mullahs im Iran, mit Erdogan in der Türkei, mit Lukaschenko in Weissrussland. Es brennt und kracht an allen Ecken. Man will keine neuen Gräben aufreissen und die vorhandenen zuschütten. Die Devise lautet: «Wenn du sie nicht schlagen kannst, umarme sie!» Früher nannte man so etwas «Appeasement», heute ist es Realpolitik à la carte. Zum anderen sehen wir, wie relativ alles ist. Aussenminister Steinmeier freut sich, dass es diesmal «weniger Repressalien als bei früheren Wahlen gegeben» habe. Was heisst das? Dass im Vorfeld der Wahlen weniger kritische Journalisten und Oppositionelle aus dem Verkehr gezogen wurden als beim letzten Mal? Dass es diesmal gleich drei Gegenkandidaten gab, die mit dem Segen des amtierenden Präsidenten antreten durften? Dass bei der Auszählung der Stimmen weniger geschummelt wurde?

Am selben Tag, da er sich zu den Wahlen in Weissrussland äusserte, sagte Steinmeier auch Folgendes über das weitere Procedere gegenüber Syrien: «In dem Zeitpunkt, in dem Assad und das Assad-Regime noch nicht weg sind, muss man daran gehen, eine Art Übergangsregierung auf den Weg zu bringen, und so lange das nicht der Fall ist, muss man bei kleineren Massnahmen beginnen.» Grosse Worte, kleine Brötchen. So klingt eine Ukulele, die gerne eine Bassgeige geworden wäre.

Jordans kluge Politik

Von Kurt Schiltknecht — Die 500-Milliarden-Bilanz der Schweizerischen Nationalbank (SNB) birgt Inflationsgefahren. Zum Glück ist das Direktorium auf die Bremse getreten.

Vor drei Jahren haben Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff das Buch «This Time Is Different: Eight Centuries of Financial Folly» publiziert. Darin haben sie die Finanzkrisen der letzten 800 Jahre untersucht und festgestellt, dass Politiker und Experten aus der Vergangenheit nichts lernen und einige Jahre später die gleichen Fehler mit der Begründung wiederholen, dass die Zeiten sich geändert hätten. Dieses Verhalten kann man auch heute auf Schritt und Tritt verfolgen. So fordern beispielsweise einige EU-Politiker, wegen der Flüchtlingskrise die Schuldengrenzen zu erhöhen. Ihrer Ansicht nach hätten die mit dem Flüchtlingsstrom anfallenden Kosten eine neue Situation geschaffen.

Die Vergesslichkeit ist auch in anderen Bereichen der Politik verbreitet. So weiss man seit vielen Jahren, dass staatliche Eingriffe in die Mieten und in den Wohnungsbau die Wohnungsnot nicht nur nicht lindern, sondern wegen des dadurch ausgelösten Wohnungsbaurückgangs noch verschärfen. Dennoch fordern bei jedem grösseren Anstieg der Mieten die Mieterorganisationen und linken Parteien ein Eingreifen des Staates. Weil staatliche Eingriffe das Problem nicht nachhaltig lösen, gehen die staatlichen Eingriffe so lange weiter, bis auch der letzte Mieter erkannt hat, dass damit die Ungerechtigkeit auf dem Wohnungsmarkt nur grösser und das Finden einer bezahlbaren Wohnung noch schwieriger wird.

Geschichtsvergessene SNB-Kritiker

Seit der Aufhebung der Untergrenze des Euro-Franken-Wechselkurses vergeht kaum ein Tag, an dem die Nationalbank nicht von Gewerkschaftsbürokraten, der SP, von Unternehmensvertretern oder Politikern kritisiert wird. Verlangt wird eine Geldpolitik zur Schwächung des Frankens. Die einen wollen dieses Ziel mit Interventionen am Devisenmarkt erreichen. Die anderen sehen das Heil im Fixieren des Wechselkurses gegenüber dem Euro. Dies sind Rezepte, die sich in der Vergangenheit nie bewährt und stets in Inflation gemündet haben. Doch die Kritiker glauben, dass es dieses Mal anders sei und die zur Schwächung des Frankens notwendige weitere Ausweitung der Notenbankgeldmenge keine zusätzlichen Probleme mit sich bringe.

Nachdem die Bilanzsumme der Nationalbank bereits jetzt fast die Grössenordnung des Volkseinkommens erreicht hat und damit im weltweiten Vergleich einsam an der Spitze steht, würden zusätzliche Interventionen die Bilanzsumme weiter aufblähen und die Anlagerisiken noch vergrössern. Es gibt nun Fantasten, die mit dem Hinweis auf die Staatsfonds von Singapur und Norwegen glauben, dass diese Probleme mit der Schaffung eines Staatsfonds aus dem Weg geräumt werden könnten. Dabei wird übersehen, dass die Staatsfonds von Singapur und Norwegen aus nationalen Ersparnissen gespiesen werden. Das wäre in der Schweiz nicht der Fall. Ein Fonds, dessen Mittel vornehmlich aus Notenbankgeld stammen würden, welches die Nationalbank infolge spekulativ zufließenden Kapitals geschaffen hat, müsste damit rechnen, dass dieses Kapital eines Tages unangemeldet wieder ins Ausland abfließt. Die Risiken eines so finanzierten Staatsfonds kann weder die Schweiz noch die Nationalbank auf sich nehmen.



Die Kritiker der Nationalbank unterschätzen auch die Gefahren, die von einer weiteren Liquiditätsausweitung ausgehen. Einerseits würde die Normalisierung der Zinsen auf den Finanzmärkten noch weiter hinausgeschoben. Andererseits würde sich die Inflationsgefahr erhöhen. Im Moment ist diese zwar gering. Nach so vielen Jahren mit Preisstabilität liegen die Inflationserwartungen der Wirtschaft nahe bei null und sind gut verankert. Deshalb werden sie sich bei einem ersten Preisanstieg nicht sehr schnell erhöhen und werden auch nicht das Inflationskarussell antreiben.

Auf der anderen Seite kann die Notenbankgeldmenge von über 500 Milliarden Franken nicht so einfach abgebaut werden, wie sich dies die Kritiker vorstellen. Die Gefahr ist deshalb gross, dass eine anfängliche Teuerung nach einiger Zeit in eine inflationäre Entwicklung übergehen könnte. Auslöser könnten steigende Energie-, Rohwaren- oder Nahrungsmittelpreise sein. Der Rückgang dieser Preise ist keine Einbahnstrasse. Eine Erholung der Weltwirtschaft könnte auf diesen Märkten schnell Preiserhöhungen auslösen und den Inflationsmechanismus in Gang setzen. Der beste Schutz dagegen ist ein Festhalten der Nationalbank an ihrer Wechselkurspolitik.

Gespensterstunden mit Merkel

Von Hansrudolf Kamer — Angela Merkel, seit 2005 Bundeskanzlerin, hat in den Krisen der letzten Jahre keine gute Figur gemacht. Ihre als höhere Weisheit gepriesene Entscheidungsunlust rächt sich.



Kanzlerinnen-
dämmernung?
Bei den drei grossen strategischen Herausforderungen, denen sich Deutschland gegenüber sieht, fällt die Erfolgsbilanz der Bundeskanzlerin

Angela Merkel dürrt aus. Die Euro-Krise hat sie verschleppt. Im Machtkampf um die Ukraine hat sie gezaudert. Angesichts des Flüchtlingszustroms flüchtet sie selber in Floskeln.

In Deutschland ist nun von einer veritablen Völkerwanderung die Rede. Das mag übertrieben sein, doch historische Vergleiche werden jedenfalls gezogen: mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs beispielsweise, als Rumpfdeutschland sechzehn Millionen Vertriebene und Flüchtlinge aus dem Osten unterbringen musste. Damals hatten die Deutschen die Unterstützung der westlichen Besatzungsmächte.

Das ging aber alles nicht sehr schnell. Es brauchte Hilfe von aussen – einen Marshallplan –, politische Konsolidierung und ein Wirtschaftswunder. Die Einsicht in die Notwendigkeit der Grossanstrengung war aber stets unangefochten. Damals sass die Katastrophe des Krieges noch in den Knochen. Heute scheint die Kanzlerin auf eine ähnliche Grossleistung der Nation zu hoffen.

Mit der Realität hat das wenig zu tun. In der FAZ war von einer autokratischen Glaubensgewissheit Merkels, von Gespensterstunden und Beschwörungsritualen die Rede. In Wirklichkeit ist der deutsche Wohlfahrtsstaat auf den Ansturm dieser Grössenordnung, auf Integration und Assimilation nicht vorbereitet. Es knarzt bedenklich im politischen Gebälk.

Diktat aus Berlin

Merkel sucht nach einem Ausweg, nachdem sie sich selber in die Sackgasse manövriert hat. Einer davon heisst «europäische Solidarität», der andere «das Übel an der Wurzel packen». Mit der Solidarität ist es nicht weit her, weil die andern Europäer nicht für Merkels Fehler in der Flüchtlingspolitik geradestehen wollen. Es genügt, wenn sie in der Euro-Krise das Diktat aus Berlin akzeptieren müssen.

Das Übel an der Wurzel zu packen, heisst nicht, in Syrien oder anderswo militärisch zu intervenieren, um für Ordnung zu sorgen. Das überlässt man gerne den Amerikanern und neuerdings den Russen, die man dann dafür

freihändig kritisiert. Das Stichwort lautet vielmehr: Türkei.

Es ist eine Ironie der Zeitgeschichte, wenn eine CDU-Kanzlerin, die das hohe C, das Christliche, im Parteinamen herausstreicht, nun auf die Hilfe des türkischen Sultans angewiesen ist. Das hohe C war in den letzten Jahrzehnten sonst immer das Argument, um die Türkei von der EU fernzuhalten. Im christlichen Abendland haben die Osmanen nichts verloren.

Recep Tayyip Erdogan hat seinen Ehrgeiz und seine hausgemachten Probleme. Er wird immer mehr vom Sog des Syrienkrieges erfasst. Mit den Kurden hat er die Friedensbemühungen aufgegeben und lässt Stellungen der PKK bombardieren, wo er sie findet. Am 1. November sind schon wieder Neuwahlen, und der Verdacht, dass er das ganze Brimborium nur inszeniert, um endlich seine autokratische Verfassungsordnung durchzubringen, hält sich hartnäckig.

Doch das hindert ihn nicht daran, eine günstige Situation beim Schopf zu packen. Mit den Flüchtlingen hat er ein Pfand in der Hand, um Deutschland Demut zu lehren. Er kann seine Lager öffnen, oder er kann sie geschlossen halten. So wird nun zwischen der EU und der Türkei nicht nur über eine Mitgliedschaft verhandelt, sondern eben über

eine «Zusammenarbeit» in der Flüchtlingsproblematik.

Die Türkei ist seit langem offizieller Beitrittskandidat, doch die Verhandlungen mit ihr sind nicht ernst gemeint. Die Amerikaner unter den Administrationen Clinton und Bush hatten den Europäern immer wieder geraten, die Türken endlich in die EU aufzunehmen – aus strategischen Gründen. Die Vorteile wären heute augenfällig. Grösse und Andersartigkeit der Türkei würden in der EU auch die zentralistischen Exzesse bremsen.

Inzwischen ist die Türkei aber selber weniger erpicht darauf, der EU beizutreten. Hier hat sich, was die Attraktivität des politischen und wirtschaftlichen Modells Europa angeht, etwas Grundsätzliches geändert.

Flüchtlingskrise präsentiert Quittung

Es sind die grossen Würfe, die nicht funktionieren. Und sie alle funktionieren nicht, weil «Europa» nicht zentralistisch regiert werden will. Die Einheitswährung funktioniert nur, wenn Transferleistungen und zentrale Beschlussprozesse laufen. Schengen und Dublin funktionieren nur, wenn die Aussengrenzen kontrolliert und gesichert werden. Die Abschreckung, die politische und die militärische, funktioniert nur, wenn eine glaubwürdige Drohung dahintersteht.

In allem hat Europa und vor allem Deutschland «geschlampt». Das Glück, das dem geteilten Deutschland vor 25 Jahren hold war und dieser Tage ausgiebig und salbungsvoll gefeiert wurde, ist aufgebraucht. Die Flüchtlingskrise präsentiert die Quittung. Es brauchte wieder einen Kanzler mit Weitblick, der weiss, was er tut, und auch in der Lage wäre, Fehler der Vergangenheit zurechtzurücken.



Das Glück ist aufgebraucht: Angela Merkel, Recep Erdogan.

Mörgeli

Unterhändler der Masseneinwanderung

Von Christoph Mörgeli

Siebzig Prozent der Schweizer Städte rechnen 2015 mit einem Defizit. Nächstes Jahr müssen viele Kantone und Gemeinden die Steuern erhöhen. Das Zürcher Gemeindeamt weiss, warum: «Oft müssen die Gemeinden wegen des Einwohnerwachstums in den Aus- und Umbau ihrer Infrastrukturen investieren. Auch die Sozialkosten steigen tendenziell an.» Bekanntlich sind Einwohnerwachstum und Sozialkostenexplosion keine Folgen der eidgenössischen Fruchtbarkeit. Sondern Folgen der Masseneinwanderung.

So grau sieht die Wahrheit aus – jenseits der Farbprospekte von Bundespropaganda und Economiesuisse. Gleichzeitig verkündet die ETH-Konjunkturforschungsstelle ein Minuswachstum pro Kopf. Zwischen 1945 und 2001 gab's pro Jahr eine Wohlstandssteigerung von zwei Prozent. Dann kam die Personenfreizügigkeit. Da lautet die Frage: Waren unsere hochbezahlten Diplomaten von allen guten Geistern verlassen, als sie sich in Brüssel die Personenfreizügigkeit aufzwingen liessen?

Nein. Von 1994 bis 1998 war mit Staatssekretär Jakob Kellenberger ein Chefunterhändler am Werk, dem die EU-Beitritts-Ideologie aus allen Poren triefte. Obwohl sich angesichts von Griechen- und Flüchtlingskrise der Währungs- und Rechtszerfall der EU jedermann offenbart, schrieb Kellenberger unlängst, noch immer trunken vom «friedenssichernden» Integrationsprojekt: «Begründungspflichtig für ein Land in der Lage der Schweiz ist nicht der EU-Beitritt, sondern seine Ablehnung.» Dieser EU-Fantast verschuldete schon den folgenden Passus in der Botschaft zum EWR-Beitritt: «Unsere Teilnahme am EWR kann nicht mehr als das letzte Wort in unserer Integrationspolitik gelten. Sie ist im Rahmen einer Europa-Strategie zu sehen, die in zwei Phasen ablaufen soll und den vollumfänglichen Beitritt der Schweiz zur EG zum Ziel hat.»

Seither sammelte Jakob Kellenberger Pöstchen, Auszeichnungen und Ehrendoktorate. Noch bevor die Personenfreizügigkeit in Kraft trat, wechselte er als Präsident zum Internationalen Komitee vom Roten Kreuz. Und zerstörte dort augenblicklich die seit 1863 geltende Tradition von Diskretion und Neutralität. Kellenberger veranstaltete IKRK-Medienkonferenzen, in denen er mit leiser Stimme laute politische Zensuren verteilte. Noch einmal zeigte der Bartli, wo er den Most holte: im verschimmelten Fass seines elitären Dünkels.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Bäume, Bäume, wechsel dich

Von Peter Bodenmann — Die Grünliberalen entscheiden die Bundesratswahl. So oder anders.



Etwas Grün mit etwas Unsozial: GLP-Präsident Bäumele.

Martin Bäumele ist ein Polit-Unternehmer. Der nachweislich bis zum Umfallen Umtriebige hat eine eigene Partei aufgebaut. Seine Marktlücke: Mische etwas Grün mit etwas Unsozial. Die ältesten Atomkraftwerke der Welt sollen bis 2034 weiterlaufen. Die Arbeitnehmer bis 67 Jahre arbeiten. Und die Reichen ungeschoren bleiben.

Diese Mischung überzeugt nach wie vor rund fünf Prozent der Wählerinnen und Wähler. 2015 wird es für Bäumele nicht so viele Sitze regnen wie 2011. Denn in der Zwischenzeit haben fast alle Parteien begriffen, wie man dank Listenverbindungen die Zahl der eigenen Sitze optimieren kann. Excel sei Dank.

In welche Richtung die Bundesratswahlen im Dezember 2015 kippen, hängt – ob man dies will oder nicht – trotzdem von den Grünliberalen ab. Denn auch weniger Sitze können viel wert sein, wenn man den Hebel richtig ansetzt.

Das Drehbuch scheint geschrieben. Nach den Wahlen werden CVP, BDP und Grünliberale die Gründung einer gemeinsamen Fraktion ankündigen. Einer Union, die bei den Wahlen so oder anders 22 bis 24 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen wird. Eine kleine, friedliche Oktober-Revolution. Damit wäre selbst für die Konkordanz-Tante NZZ der Anspruch auf zwei Sitze ausgewiesen.

Für Martin Bäumele ist es denkbar, dass die CVP vorerst zwei Sitze bekommt. Einen für

Leuthard und einen für Darbellay oder Lombardi. Damit er selber in zwei Jahren – wenn alles wie geplant läuft – den Sitz von Doris Leuthard erben kann.

Politik ist nicht nur Häuserkampf, sondern auch Versteckspielen. Die über den Balkan nach Deutschland wandernden Syrer skandieren: «Germany, Germany.» Hat Bäumele sein altes Versprechen, der SVP einen zweiten Sitz zu garantieren, vergessen? Nicht ganz, denn neu kommt für Bäumele nur der Ständerat Germann, Germann aus Schaffhausen als valabler SVP-Bundesratskandidat in Frage. Ein SVPLer von der extramilden Sorte. Ein männlicher Widmer-Schlumpf.

Die neue Bäumele-Bäumele-wechsel-dich-Logik: Man könne ja Germann anstelle von Johann Schneider-Ammann wählen. Diese Drohung mit der Abwahl ist nicht nötig. Denn die Freisinnigen sind stocksauer auf Blocher, der in den letzten Wochen vor den Wahlen ihren Sekundenschlaf-Müller immer direkter angegriffen hat. Und Blocher will erst recht keinen Germann, Germann als Bundesrat.

Wer wird das Rennen machen? Lombardi oder Darbellay? Beide sind längst gestartet. Soll eine oder einer behaupten, Schweizer Politik habe keinen Unterhaltungswert.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Digitale Dienstverweigerung

Von Kurt W. Zimmermann — Mein digitales Dasein hat sich zum Guten geändert. Ich lebe nun ein werbefreies Leben.

Für Swisscom, Coop, Cartier und Samsung ist es keine allzu gute Nachricht. Seit letzter Woche können mir Swisscom, Coop, Cartier und Samsung gestohlen bleiben.

Ich gehöre seit letzter Woche zu den digitalen Dienstverweigerern. Ich habe mir einen Adblocker installiert. Der Adblocker sperrt sämtliche Online-Werbung auf meinem Computer, Tablet und Smartphone.

Das Ding funktioniert gut. Es unterdrückt die gesamte Internetwerbung von Bannern bis Pop-ups. Nur bei Videos schleichen sich manchmal noch unerwünschte Werbetbotschaften ein. Hier muss die Software noch etwas besser werden.

Mein neues digitales Dasein ist angenehm. Ich muss nicht mehr dieses blöde «X» anklicken, oben rechts oder sonstwo versteckt, damit ich die Werbung vom Bildschirm kippen kann. Die Werbung schafft es nun gar nicht mehr auf den Schirm.

Für Swisscom, Coop, Cartier und Samsung ist es keine allzu gute Nachricht.

Für andere ist es eine noch schlechtere Nachricht. Für Ringier, Tamedia und NZZ-Gruppe ist es eine miserable Nachricht.

Zehn Jahre lang haben auch die Schweizer Medienhäuser darauf hingearbeitet, dass die Online-Werbung ihre niederbrechenden Zeitungs- und Zeitschriftenanzeigen ersetzen könnte. Sie waren auf keinem schlechten Weg. Seit dem Jahr 2010 ist ihre Printwerbung um 500 Millionen Franken geschrumpft. Ihre Online-Werbung aber hat seitdem um 200 Millionen zugenommen.

Doch nun ist diese Tendenz durch die Adblocker heftig bedroht. Die Werbekiller im Internet gibt es zwar schon seit einigen Jahren. Doch erst vor vier Wochen begann ihr eigentlicher Siegeszug. Auslöser war Apple. Der digitale Trendsetter bot für seine iPhones nun eigene Adblocker an. Die Dinger liefen wie verrückt, obwohl sie zum Teil die Sicherheitsbestimmungen verletzen.

Auf einmal wurde es schick, die Online-Werbung vom Bildschirm zu fegen. Schick wurde es besonders bei den jüngeren Konsumenten. Sie sind die wichtigste Zielgruppe der Werbeindustrie.

In der Schweiz, so die Schätzung, stoppen inzwischen rund fünfzehn Prozent der Internetnutzer die Werbung im Netz. Die Tendenz ist stark steigend. Weltweit belaufen sich die jährlichen Mindereinnahmen durch Reklamefilter schon auf über zwanzig Milliarden Dollar. 2016 wird es doppelt so viel sein. Den



Investition ins Prinzip Hoffnung.

Grossteil des geblockten Geldes verliert die Medienindustrie. Auch Ringier, Tamedia und die NZZ-Gruppe werden zunehmend leiden.

Medienhistorisch ist das eine interessante Geschichte. Sie zeigt auf, wie sich die Werbung von einem Feld der Ungewissheit in ein Feld der Gewissheit verwandelt hat.

In den alten Printzeiten war Werbung vollkommen unkontrollierbar. Der Werbekunde hatte keine Ahnung, ob die Leser von Zeitungen und Zeitschriften sein Inserat beachtet oder gleichgültig überblättern. Er investierte ins Prinzip Hoffnung. Die Konsumenten waren genauso hilflos unterwegs. Sie konnten sich zwar über all die unerwünschten Anzeigenseiten ärgern. Aber sie konnten nichts dagegen tun, wenn sie das Blatt nicht abbestellen wollten.

In den neuen Internetzeiten ist Werbung hingegen vollkommen kontrollierbar. Der Werbekunde weiss nun auf die Kommastelle genau, wie viele Leser sein Inserat im Netz beachten und wie viele nicht. Er investiert ins Prinzip Messbarkeit. Auch die Konsumenten haben nun die Verfügungsgewalt. Sie können die Werbung jederzeit von ihrem Bildschirm verbannen, ohne dass sie gleich das gesamte Angebot abbestellen müssen.

Auch ich bin ein richtig emanzipierter Medienkonsument geworden. Ich liebe die Information und schmeisse die Werbung weg.

Halbnackt

Von Beatrice Schlag — Hugh Hefners neue Wege.

Gibt es noch Leute, die am Kiosk Geld für Pornoheftli ausgeben? Für das, was im damaligen Westdeutschland spöttisch Bückware genannt wurde? Sexmagazine durften lange nicht ausgestellt werden, weswegen sich der Kioskverkäufer immer unter den Ladentisch bücken musste. Wer alt genug ist, erinnert sich, wie in den sechziger und siebziger Jahren Männer, in deren Wohnung man eine Ausgabe des *Playboy* erspähte, zur allgemeinen Erheiterung immer behaupteten, sie kauften das Heft nur wegen der tollen politischen Artikel. Damals hatte der *Playboy* allein in den USA eine Auflage von weit über fünf Millionen. Rund fünfzig Jahre später sind es noch 800 000. Und wahrscheinlich stimmt heute, was die Männer damals behaupteten. Die Geschichten und Interviews im *Playboy* waren und sind meist spannender Journalismus. Aber anders als damals entlockt einem die herausklappbare Nackte in der Mitte des Heftes nur noch ein wehmütiges Lächeln. Im Internet sind, ganz umsonst, sehr viel hemmungslosere Bilder nur einen Smartphone-Klick entfernt.

Hugh Hefner ist inzwischen 89, aber ein nach wie vor sehr alterer Geschäftsmann. Vor wenigen Tagen gab sein CEO Scott Flanders bekannt, ab März werde *Playboy* keine Nacktbilder mehr veröffentlichen. Vielleicht noch Halbnacktbilder, aber garantiert jugendfrei. Der Konzern lebt inzwischen von anderem. Auf der Website des Blattes sind schon seit über einem Jahr keine nackten Frauen mehr zu sehen. Ansonsten würde sie von Facebook, Twitter oder Instagram gesperrt. Der *no nude*-Look bescherte dem Magazin im Netz ein deutlich jüngeres Publikum. Aber das Geld fliesst woanders: Gemäss einer *Playboy*-internen Recherche gehört das Häschen mit der Fliege um den Hals in Schwarzweiss nach Apple und Nike zu den berühmtesten Logos der Welt. Und es findet reissenden Absatz. Vor allem in China, wo der *Playboy* nicht am Kiosk verkauft werden darf, zierte das Logo Parfüms, Kleiderlinien, Schmuck und Schnäpse. Später Triumph für Anti-Porno-Kämpferinnen? Ausverkauf eines einstigen Streiters gegen Zensur? Ach was. Porno ist überall, längst ohne Hefners Zutun. Und Ehre, wem Ehre gebührt: Ganz ohne Rampenlicht brachte Hefner in den USA mehrere Gesetze zu Fall, die Eheleuten oralen und analen Sex verboten. Der Rest ist cleveres Business.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinen Eltern vorwerfen, dass sie einen gezeugt haben?

Christian Zweifel, Herrliberg

Es ist kein Zufall, dass der elterliche Akt «Zeugen» und nicht «Erzeugen» heisst. Erzeugen kann ich ein Möbelstück oder ein Kunstwerk, aber die Kinder zeugen wir bloss. Der Platz dessen, der sie erzeugt, also anfertigt, bleibt somit frei. Für Christen ist das Gott, für Atheisten vielleicht die Natur. Der Vorwurf eines lebensunwilligen Menschen muss sich auf jeden Fall gegen den Erzeuger richten. Solches gibt's im Buch Hiob: «Warum gibt Gott Leben denen, die verbittert sind?» (Hiob 3, 20). Die Eltern sind die falschen Adressaten. Ihnen könnte man allenfalls vorwerfen, einen falsch erzogen zu haben.

Peter Ruch, evangelisch-reformierter Pfarrer, Küssnacht am Rigi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ist es überspitzte Arroganz, zehn Tage vor den Wahlen die nach Ihrer Ansicht dunklen Seiten der Siegerpartei aufzuzeigen?» *Margrit Schait-Senn*

Denkanstoss sondergleichen

Nr. 41 – «Die dunklen Seiten der SVP» von Philipp Gut und Florian Schwab

Die Analyse der Autoren ist ein Glanzstück unter den vielen hervorragenden *Weltwoche*-Artikeln, ein Denkanstoss sondergleichen. Viele SVP-Abgeordnete im Parlament handeln offenbar nicht (immer) nach der Parteidoktrin. Wie frei können oder sollen Abgeordnete einer Partei auch gegen die Partei-Interessen politisieren? Wie parteiisch müssen Abgeordnete oder wie eigennützig dürfen sie sein, ohne ihre Wähler zu hintergehen? Was macht die Integrität eines Politikers, was den Erfolg einer Partei aus? Das sind Fragen, die bisher zu wenig diskutiert wurden. *Max Welter, Bürglen UR*

Die SVP schlechtmachen hat Tradition. Aufzuzeigen, was sie falsch macht, könnte ihr zu Verbesserungen verhelfen. Die zum obgenannten Artikel publizierte Illustration vermittelt den Eindruck, als würde es sich bei der SVP um eine Terrorbande handeln. Dies ist schlicht und einfach böswillig.

Mathias Reichmuth, Küssnacht

Ist es überspitzte Arroganz oder Dummheit, zehn Tage vor den Wahlen die nach Ihrer Ansicht dunklen Seiten der Siegerpartei aufzuzeigen? Und wenn schon: Was hat dies mit dem Teufel zu tun? Ungeschickt ist auch, dass Sie erwähnen, Bundesrat Ueli Maurer habe zugesagt, in einigen Tagen für 50 000 Migranten Unterkünfte bereitzuhalten. Man kann Worte verdrehen, wie man will, sie werden dadurch nicht wahrer.

Margrit Schait-Senn, Uetikon am See

«Oha», dachte ich, als ich Ihre Zeitschrift in den Händen hielt. Fast schockierend, dieses Titelblatt mit der Überschrift «Die dunklen Seiten der SVP». Dann aber, nach der Lektüre des Artikels, muss ich sagen: Hut ab vor Roger Köppel, vor seinem Mut, auch unbequeme Wahrheiten über die SVP in seinem Blatt zu veröffentlichen. Es zeigt auch, wie wichtig die Wahlen 2015 für die SVP sind, nicht, um zuzulegen, sondern um die Weichen zu stellen für die Zukunft dieser Partei, indem die richtigen Personen ins Parlament gewählt werden. Roger Köppel und Hans-Ueli Vogt zähle ich zu den Garanten dafür, dass die SVP auch nach der Blocher-Ära Bestand haben wird. Hoffentlich erkennt dies die Mehrheit der SVP-Wähler; Christoph Blocher, einer Ausnahmeerscheinung in der Politik, ist dies schon lange bewusst.

Annelies Farner-Ulrich, Oberstammheim



«Was hat dies mit dem Teufel zu tun?»

Persönlicher Rundumschlag

Nr. 41 – «Ein brillanter Marktgläubiger»; Rudolf Strahm über Gerhard Schwarz

Strahm spricht in seinem Artikel der Arbeit von Gerhard Schwarz jegliche Wirkung ab. Dies widerlegt Strahm allerdings mit seiner Bilanz gleich selbst: Wie stark muss doch der alternde Linkspolitiker und Etatist unter Schwarz' Einstehen für eine liberale Wirtschaft und Politik gelitten haben, dass er sich zu einem solch abschätzigen persönlichen Rundumschlag gegen Schwarz hinreissen lässt? Und wenn der Artikel überdies derart dürftig recherchiert ist (Beispiel: die familiären Wurzeln von Schwarz liegen just in jenem KMU-Milieu, das er gemäss Strahm gar nicht kennt), dann wird der Beitrag nicht nur dem intellektuellen Niveau eines Schwarz' bei weitem nicht gerecht, sondern ist auch der *Weltwoche* nicht würdig. Schade.

Bruno R. Lang, Zürich

Unvollständige Rehabilitation

Nr. 41 – «Reinigender Exzess»; Alex Baur über die Entschädigung für Jörg Kachelmann

Dass Jörg Kachelmann 635 000 Euro Schmerzensgeld vom Springer-Verlag und der *Bild*-Zeitung zugesprochen wurden, die ihn verleumdet, vorverurteilt und öffentlicher Verhöhnung preisgegeben hatten, hat mich

gefremdet. Dennoch ist – selbst wenn dieses Urteil letztinstanzlich bestätigt werden sollte – seine Rehabilitierung unvollständig. Erstens: Seine Schadenersatzklage gegen die Klägerin, die aktenkundig gelogen und ihn falsch beschuldigt hatte, wurde abgewiesen. Es sei nicht erwiesen, dass sie dies in schädigender Absicht getan habe. Wozu sonst? Warum schützt die Justiz diesen Justizmissbrauch? Zweitens: Um den Schaden solcher Falschbeschuldigungen zu mildern, sollte der Wetterfrosch von seinen ehemaligen Arbeitgebern seine Aufträge zurückerhalten. Sonst behält die Redensart «Es bleibt immer etwas hängen» ihre verheerende Gültigkeit, und Anreize für Falschbeschuldigungen bestehen weiter, umso mehr, wenn Verleumderinnen und Falschbeschuldigerinnen nicht für den Schadenersatz aufkommen müssen.

Markus Eckstein, Goldach

Unvergleichliche Brillanz

Nr. 40 – «Carte blanche»;
von Daniele Muscionico

Nachdem Ihr letzter Beitrag in der *Weltwoche* erschienen ist, möchte ich mich bei Ihnen ganz herzlich bedanken für die vielen Kommentare, die Sie mit unvergleichlicher Brillanz zu den

ausgewählten Bildern verfasst haben. Sie haben mich gelehrt, genauer hinzuschauen, und meine Verblüffung darüber, wie gekonnt Sie das schaffen, war trotzdem bei jedem neuen Bild von neuem gross.

Christian Tobler, per E-Mail

Zu heisses Thema

Nr. 41 – «Freundlicher Landesverräter»;
Roger Köppel über Staatssekretär Rossier

Wie ist es möglich, dass unser oberster Diplomat an seine Untergebenen Weisungen erteilt, die eindeutig unserer Bundesverfassung widersprechen? Wenn das Geschilderte wirklich der Wahrheit entspricht, ist dies doch tatsächlich Landesverrat. Und warum erfolgt keine Anzeige? Ich kann das nun einfach nicht mehr verstehen. Ein bisschen verunsichert hat mich der Kommentar aber auch. Ich staune über die völlig unübliche cool-distanzierte Ausdrucksweise des Autors, die mir irgendwie unheimlich vorkommt. Ist das Thema derart heiss, dass sich der Schreiber und Nationalratskandidat so zurückhaltend ausdrücken zu müssen glaubt? Erleben wir hier das erste Beispiel einer Selbstzensur? Das wäre jammerschade. Also nochmals: Warum keine Anzeige wegen Landesverrats?
Kurt Gschwind, Lupsingen

Bedrohung für die Wirtschaft

Nr. 41 – «Rufmord nach amerikanischer Art»;
Alex Baur über die Unia

Der Bericht fasst die durch die Unia ausgelösten Ereignisse perfekt zusammen. Illegale Unternehmungen haben sich in der Vergangenheit gehäuft: Autobahnsperren, Störungen des Verkehrs und immer wieder Aktionen meist ausländischer Arbeiter samt erpresserischen Stilllegungen von Baustellen. Das Ganze gleicht immer mehr einer Variante der Schutzgelderpressung mafioser Organisationen. Die Unia hat in ihrer Machtbesoffenheit zunehmend jedes Mass verloren und bedroht damit unsere Wirtschaft. Kaum noch ist zu erkennen, dass die Aufgabe der Gewerkschaften der Schutz der Arbeiterschaft vor Missbrauch und Ausnutzung durch ihren Arbeitgeber sein sollte. Damit einher geht auch die Verantwortung für deren Arbeitsplätze. In der langen Liste der illegalen Aktionen befinden sich einige, die man als Offizialdelikte bezeichnen muss, und ich frage mich, warum die Staatsanwaltschaft die Unia noch nicht als kriminelle Organisation eingestuft und eine Untersuchung eingeleitet hat.

Stephan Amacker, Neftenbach

SETZEN SIE EIN ZEICHEN GEGEN MASSLOSE ZUWANDERUNG!

Jetzt

SVP wählen.

Fragen zu den Wahlen?
Gratis Hotline:
0800 002 444



Berufstessiners Powerplay

Der Tessiner Ständerat Filippo Lombardi (CVP) ist das Stehaufmännchen der Schweizer Politik. Immer dann, wenn man es nicht mehr erwartet, bringt er sich in Position für ein neues Amt.

Von Hubert Mooser

Filippo Lombardi, CVP-Ständerat, 59, aus dem Kanton Tessin, hat Grosses vor: Auf dem ehemaligen Militärflugplatz in Quinto, auf der linken Talseite der oberen Leventina, will der Ambri-Piotta-Präsident den neuen Eishockeytempel des Traditionsklubs HC Ambri-Piotta aufrichten. Stararchitekt Mario Botta hat die Pläne entworfen.

Die Gemeinde stellt das Terrain, das sie zuvor zu einem Freundschaftspreis von der Armee übernehmen durfte, kostenlos zur Verfügung. 35 bis 40 Millionen Franken wird der Bau kosten. Damit der Verein weiterhin Jahr für Jahr in der höchsten Eishockey-Spielklasse um den Ligaerhalt kämpfen darf, sollen die Steuerzahler von Bund und Kanton einen beträchtlichen Teil der Kosten schultern.

Den Bundesrat im Visier

Der neue Eistempel ist für das Überleben der Region von existenzieller Bedeutung. Arbeitsplatz um Arbeitsplatz ist in der Leventina verschwunden. Der sportlich und wirtschaftlich erfolglose HC Ambri-Piotta ist inzwischen der zweitgrösste Arbeitgeber in der Region, wie Präsident Lombardi wiederholt betont hat. Es ist nicht der erste Anlauf zum Bau eines neuen Hockeystadions. Jetzt versucht sich auch Lombardi daran, zufällig in einem Wahljahr.

«Dieses Projekt ist extrem ernsthaft», wehrte sich Lombardi in der *Schweiz am Sonntag* gegen Skepsis. Das Überleben des Klubs stehe auf dem Spiel. Steht bis 2018 kein neues Stadion, darf der Traditionsverein in der höchsten Eishockey-Spielklasse nicht mehr mitmischen – so wollen es die Vorschriften des nationalen Eishockeyverbandes.

Sollte der umtriebige Tessiner Politiker tatsächlich Investoren für den Bau der Eishalle finden, man würde Lombardi in der Leventina wohl ein Denkmal setzen. Schon heute verehren sie ihn fast wie einen Säulenheiligen, «weil er den HC Ambri-Piotta 2009 vor dem Untergang rettete», sagt Livio Lombardi, Sekretär der Stiftung Pro San Gottardo.

Was Lombardi damals dazu bewog, das Präsidium eines beliebten, aber klammen Hockeyvereins zu übernehmen, weiss man nicht ganz genau. Profilierungssucht? Hockeybegeisterung? Fest steht: Seit er Präsident von Ambri ist, sind die Kritiken gegen den barocken CVP-Mann praktisch verstummt. Der Klub dümpelt am Schluss der Rangliste und schreibt auch unter Lombardi chronisch rote Zahlen, aber Lombardi fühlt sich stark wie noch nie zuvor.

Seine Wiederwahl als Ständerat am kommenden Sonntag dürfte eine Formalität sein – trotzdem trat Lombardi vor ein paar Wochen in einem Gastbeitrag im *Corriere del Ticino* und in der *Schweizer Illustrierten* eine parteiinterne Kontroverse zur Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher 2007 los. Lombardi bezeichnete die Abwahl als Fehler, der von Parteichef Christophe Darbellay (VS) und seinem Vorgänger als Fraktionspräsident, Urs Schwaller (FR), orchestriert worden sei. Dafür wurde er sogar von Bundesrätin Doris Leuthard gerüffelt. Parteiintern zog man daraus aber den Schluss, der Tessiner wolle sich für eine Bundesratskandidatur in Stellung bringen und sich vorsorglich bei der SVP anbieten.

Im Kanton Tessin findet man, es sei an der Zeit, dass die Südschweiz wieder in der Landesregierung vertreten sei. Der letzte Tessiner Bundesrat, Flavio Cotti (CVP), trat im April 1999 zurück. Und derzeit hat kein Tessiner bessere Karten als Lombardi. Dass er Bundesrat werden will, davon sind in Bern und Bellinzona alle

Politik, Wirtschaft, Sport und Medien: Lombardi erinnert an Silvio Berlusconi.

überzeugt. Nur so könne er endlich aus dem Schatten seines übermächtigen Vaters Giovanni treten, dem genialen Ingenieur für Staumauern und Tunnelbauten.

Emigration in die Pyrenäen

Die Lombardis stammen aus Airolo am Südfuss des Gotthards. «Sie sind eines der ältesten Geschlechter in Airolo», sagt Livio Lombardi. Wie es der Name suggeriere, seien sie wahrscheinlich aus der Lombardei eingewandert. Der Name kommt in Airolo häufig vor, nicht alle Lombardis sind aber miteinander verwandt. Filippas Ahnen waren *boscaioli*, also Waldarbeiter. Grossvater Aldo Lombardi suchte, wie viele andere junge Leute aus der Region, sein Glück im Ausland. 1916 emigrierte er nach Pau am Fuss der Pyrenäen, wo er einen Sägereibetrieb leitete. 1926 kam Filippas Vater Giovanni auf die Welt. Als die Deutschen in Frankreich einmarschierten, flüchtete die Familie zurück in die Schweiz, nach Basel. Vater Giovanni studierte an der ETH Zürich und liess sich zum Bauingenieur ausbilden. Er ging vorerst nach Pau zurück, um Brücken zu bauen. In den fünfziger Jahren kehrte er ins Tessin zurück, zur Realisierung von Tunnel-

und Staumauerprojekten. In den sechziger Jahren legte er mit dem Bau des Gotthard-Strassentunnels und der Staumauer im Verzascatal den Grundstein für sein weltweites Renommee als Bauingenieur. Der berufliche Erfolg des Vaters machte die Familie reich.

Das Flair für Politik hat Filippo Lombardi wohl von seiner Mutter Christiane Lombardi mitbekommen. Sie ist die Tochter des Freiburger Regierungsrates Georges Ducotterd, der für die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), die Vorläuferorganisation der SVP, im Staatsrat sass. Wie Filippo einige Jahrzehnte später schlängelte sich auch sein Grossvater irgendwie ins Amt. 1952 musste der Radikale Louis Dupraz in der Kantonsregierung ersetzt werden. Die Katholisch-Konservativen wollten ihren Kandidaten Marcel Renevey in den Staatsrat schicken. Es gab dazu Abmachungen mit der damals in Freiburg unbedeutenden BGB. Aber Ducotterd dribbelte das konservative Lager aus und schaffte die Wahl mit 54 Prozent der Stimmen. Die Konservativen schrien «Verrat», aber Georges Ducotterd gelang bis 1968 mehrmals die Wiederwahl.

Unfall mit Alkohol im Blut

Filippo Lombardis Karriere verlief so, als hätte der Grossvater Regie geführt. Pippo, wie ihn im Tessin alle nennen, wuchs in Locarno auf, die Sommerferien verbrachte er in Airolo. Später besuchte er die Eliteschule Papio in Ascona, wo auch schon der frühere Bundesrat Giuseppe Motta die Schulbank drückte. Nach der Matura studierte er an der Universität Freiburg Recht und Wirtschaft. In diesen Jahren begann sich das System Lombardi abzuzeichnen: ein Mix aus Beziehungsmanagement, Rhetorik, Sprachkenntnissen und einer Prise Tessiner Charme.

In Freiburg war er zeitweise Unterassistent für kanonisches Recht bei Professor Eugenio Corecco. 1981 schmiss er das Studium hin und wechselte als Generalsekretär der Europäischen Jungen Christdemokraten nach Brüssel. 1986 wurde Corecco Bischof von Lugano. Der Diözese gehört auch die kriselnde Tageszeitung *Giornale del Popolo*, die einen linksliberalen Kurs fährt. Corecco erinnerte sich an Lombardi und machte ihn mit 31 Jahren zum Chefredaktor.

Lombardi dementiert, dass sein Vater Geld in die serbelnde Zeitung gesteckt habe, um seinem Sohn auf den neuen Posten zu helfen. Unbestritten ist hingegen, dass die Lokalredaktion von Locarno in der Liegenschaft einer Immobilienfirma untergebracht war, bei der sein Vater



Cüpli statt Ideen: CVP-Ständerat und HC-Ambri-Piotta-Präsident Filippo Lombardi bei der Mannschaftspräsentation, 2012.

das Sagen hatte. 1996 gründete er unter anderem mit dem Geld seines Vaters den Sender Tele Ticino, der heute zum Medienkonzern Timedia gehört, den Lombardi präsidiert. Die Familie habe ihre Anteile abgetreten, heisst es inzwischen aus seinem Umfeld.

Aus dem Stand heraus – wie sein Grossvater – schaffte er es 1999 in den Ständerat. Die CVP hatte keinen valablen Kandidaten für die Kleine Kammer und entschied sich sieben Wochen vor den Wahlen für den Quereinsteiger Lombardi. Kaum in Bern angekommen, wird er bereits als Nachfolger für den damaligen CVP-Parteichef Adalbert Durrer gehandelt. Pippo hatte es irgendwie fertiggebracht, sich selbst für die Nachfolge ins Spiel zu bringen.

2007, nachdem er mit zu viel Alkohol im Blut einen Unfall verursacht hatte, schien seine Karriere vorzeitig am Ende. Fraktionskollegen forderten seinen Rücktritt. Weitere Skandale tauchten auf: Lombardi wurde vorgeworfen, er habe die Auflage des *Giornale del Popolo* gefälscht. Lombardi streute Asche auf sein Haupt, gelobte Besserung und kam ungeschoren da-

von. Er wurde glänzend wiedergewählt. Danach ging er in Bern auf Tauchstation.

Im Schlafwagen zum Fraktionschef

Man hatte ihn schon fast vergessen, aber nach den Wahlen 2011 schlängelte sich Lombardi fast unbemerkt zum zweiten Vizepräsidenten des Ständerates durch. Das brachte ihm zwei Jahre später den Vorsitz in der Kleinen Kammer ein. Dass Lombardi Macht und Glanz geniesst, zeigte sich in seinem Amtsjahr als Ständeratspräsident: 13 Reisen in 22 Länder absolvierte der Tessiner. Er habe ausserdem 30 ausländische Gäste und Delegationen in der Schweiz empfangen sowie fast alle ausländischen Botschafter in Bern getroffen, lässt er ausrichten. Kaum je ist ein Schweizer Ständeratspräsident international so in Erscheinung getreten. Die Parlamentsdienste mussten seinetwegen das Budget aufstocken. Dabei liegt dieses Amt nach dem EDA-Protokoll in der Rangfolge institutioneller Macht weit hinten. Was die vielen Reisen dem Lande ausser hohen Kosten gebracht haben, lässt sich nicht schlüssig belegen.

An Lombardi dachte zuerst niemand, als Urs Schwaller seinen Rücktritt bekanntgab. Andere Leute standen bei der CVP ganz oben auf der Liste, zum Beispiel der Solothurner Pirmin Bischof. Bischof warf aber, nach einem Artikel in der *Weltwoche*, das Handtuch, und Lombardi wurde sozusagen im Schlafwagen Fraktionspräsident. Nach aussen zeigte sich der Bedeutungszuwachs im Wechsel vom Berner Hotel «Bären», wo vor allem SVP-Parlamentarier während der Session nächtigen, ins noblere Hotel «Bellevue».

Ein Jahr später hört man bereits, Lombardi nehme seine Aufgaben nicht oder nur ungenügend wahr. Es gehe ihm mehr um sich selbst als um die Fraktion. Dass er in der letzten Session vor den Wahlen im Ausland war, habe viele in der Fraktion zusätzlich verärgert. Vor allem weil er nach seinem Amtsantritt von den Fraktionsmitgliedern mehr Präsenz einforderte. Andere wie Kathy Riklin (ZH) finden, er entspanne mit seinem Humor zuweilen verkrampte Sitzungen. Als Präsident und Retter eines Vereins, der sportlich und finanziell gegen

den Abstieg kämpft, weiss Lombardi, wie man in einer schwierigen Situation mit geschicktem Powerplay eine Partie zu seinen Gunsten umkrepelt. Wirklich böse ist dem Tessiner deswegen niemand.

In Bern gibt sich Lombardi vor allem als Berufstessiner. Diese Karte zückt er virtuos, wenn er Privates und Politisches wieder einmal vermischt, wie bei der zweiten Strassenröhre am Gotthard. Der CVP-Ständerat war vor und hinter den Kulissen treibende Kraft für einen neuen Tunnel. Erfolgreich jammerte er auf allen Kanälen über die Isolation seines Kantons und dachte dabei wohl in erster Linie an sein Ambri. Das gab er auch unumwunden zu. «Eine dreijährige Schliessung des Gotthardtunnels, wie dies während einer Sanierung ohne zweiten Tunnel der Fall wäre, würde das finanzielle Aus des Hockeyklubs bedeuten», warnte er immer wieder; ein Drittel der Fans reise mit dem Auto aus der Innerschweiz an. Im Februar stimmt die Schweiz über die neue Gotthardröhre ab.

Unzählige Pöstchen

Neben seinem Amt als Ständerat ist Lombardi Medienunternehmer und Verwaltungsrat unzähliger Gesellschaften. Er gehört zu jenen Politikern in Bern, die lieber zum nächsten netzwerkenden Cüpli-Meeting gehen, als selbst neue Ideen zu entwickeln. Kurioserweise waren seine unzähligen Pöstchen selten Gegen-



Partie zu seinen Gunsten: *Giornale del Popolo*-Chef.

stand kritischer Erörterungen, wie dies bei anderen Politikern der Fall ist. Dabei kontrolliert er mit seinen Mandaten fast die gesamte Tessiner Medienwelt. Er leitet die Verlagsgesellschaften des *Corriere del Ticino*, des katholischen *Giornale del Popolo*. Daneben ist er Mitbesitzer der Timedia SA, zu der beispielsweise Tele-

Ticino und Radio 3 gehören. Er sitzt auch im Verwaltungsrat der Lucendo SA, früher Alpiq Hydro Ticino SA. Einzelne Mandate wie jenes bei der Fondazione Swiss Institute for Reproductive Medicine hat er nicht ausgewiesen. Politik, Wirtschaft, Sport und Medien: Lombardi mischt überall mit und erinnert dabei an den früheren italienischen Premierminister Silvio Berlusconi, der auch zufälligerweise wie Lombardis Förderer Corecco der katholischen Bewegung *Comunione e Liberazione* nahe stehen soll. «Wir sind alle Milizparlamentarier, leben nicht von der Politik», sagte Lombardi einmal zu seinen Verflechtungen.

Nun drängt es den umtriebigen Tessiner also an die Spitze des Staates: Seinem Verein Ambri-Piotta täte dies vermutlich gut. Als Lombardi durch sein Amt als Ständeratspräsident absorbiert war, in der Weltgeschichte herumreiste und keine Zeit mehr für die Spiele des HC Ambri-Piotta fand, legte der Verein plötzlich eine unerwartete Siegesserie vor. Ein spitzfindiger Journalist schrieb damals, in Abwesenheit des Chefs werde wieder vermehrt über Eishockey und nicht mehr bloss über Politik, Subventionen für Stadionsanierungen oder finanzielle Probleme geredet.

Je ferner der Chef, desto näher der Erfolg. Ob umgekehrt ein Lombardi im Bundesrat der Schweiz gut bekäme, ist eine ganz andere Frage. ○

Buchpremiere

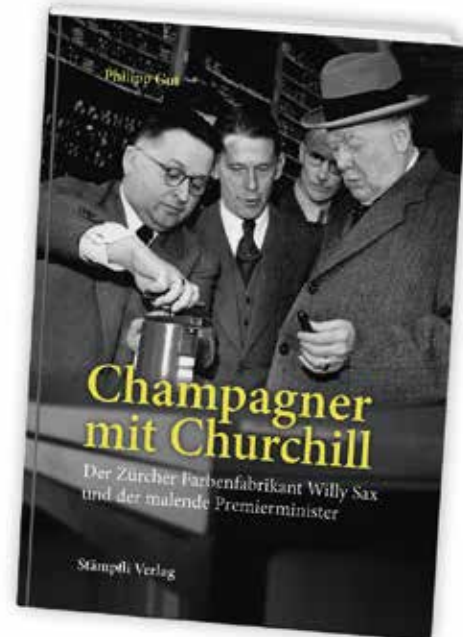
Donnerstag, 29. Oktober 2015, 19.30 Uhr
Zunft Haus zur Meisen, Münsterhof 20
8001 Zürich

Im September 1946 besuchte Winston Churchill die Schweiz und hielt in Zürich seine berühmte Rede «Let Europe arise». Was kaum einer weiss: Dabei verfolgte er heimlich auch persönliche Ziele, die seiner grossen Leidenschaft geschuldet waren: dem Malen. Er wollte unbedingt Willy Sax treffen. Diesem sollte es gelingen, Churchills Lieblingsfarbe Königsblau richtig zu mischen.

Der Anlass wird von TV-Moderatorin Annina Frey moderiert
 Büchertisch: Buchhandlung Beer, Zürich

Bitte melden Sie sich und Ihre Begleitung bis am
 Donnerstag, 22. Oktober 2015, bei der Buchhandlung Beer an:
 Telefon. 044 211 27 05, buchhandlung@buch-beer.ch.

Philipp Gut, die Buchhandlung Beer, die Familie Sax und der Stämpfli Verlag freuen sich auf Ihr Kommen!



Philipp Gut
Champagner mit Churchill

Der Zürcher Farbenfabrikant Willy Sax
 und der malende Premierminister
 176 Seiten, illustriert, gebunden, CHF 39.–
 ISBN 978-3-7272-1455-4
 Stämpfli Verlag

Asylanten statt Polizisten

Eben erst wurde das ehemalige Zeughaus Liestal für viel Geld umgebaut. Doch jetzt soll daraus ein Asylantenheim werden. Die Kantonsregierung liefert eine windige Begründung. *Von Alex Reichmuth*



Schon wieder vorbei? AZO, Liestal.

Anfang Januar 2015 war es so weit: Das neue Ausbildungszentrum Oristal (AZO) des Kantons Baselland ging in Betrieb. Vorher war das alte Zeughaus im Kantonshauptort Liestal jahrelang umgebaut worden – für 7,38 Millionen Franken. Jetzt kann die Ausbildung für Polizei und Zivilschutz im Baselbiet endlich an einem gemeinsamen Ort erfolgen. Bisher war diese Ausbildung auf mehrere Standorte verteilt, was ineffizient und teuer war.

Doch knappe vier Monate später staunten die 54 Angestellten des AZO nicht schlecht: Kaum eröffnet, sollte es schon wieder vorbei sein mit dem neuen Zentrum. Ende April wurde bekannt, dass der Kanton das Gebäude wahrscheinlich zu einem Durchgangszentrum des Bundes umfunktionieren werde, um es als Unterkunft für 350 Asylbewerber zu nutzen. Beschlüsse waren zwar noch keine gefasst. Doch eben erst war der Plan für ein Bundesasylzentrum Nordwestschweiz im benachbarten Hölstein gescheitert. Der Kanton Baselland suchte darum dringend nach einem Ersatzstandort.

In der kantonalen Sicherheitsdirektion von Regierungsrat Isaac Reber (Grüne) muckte man auf. Aus Sicht der Kantonspolizei sei die Umnutzung als Asylzentrum «unglücklich», sagte deren Kommandant Mark Burkhard, «weil wir dort in den letzten Jahren investiert

und unser Ausbildungszentrum aufgebaut haben». Marcus Müller, der als Leiter des Amtes für Militär und Bevölkerungsschutz zuvor die Zusammenführung der Einsatzmittel vorangetrieben hatte, betonte, nicht in die Überlegungen für die neue Verwendung des Gebäudes einbezogen worden zu sein. Reber versuchte, über seinen Sprecher zu beruhigen. «Falls es so weit kommt», liess er über diesen ausrichten, «brauchen wir Realersatz, und das in relativ kurzer Zeit.»

«Volle Schadloshaltung»

Auf jeden Fall machte im Kanton der Vorwurf die Runde, hier werde Steuergeld verschleudert. Gespannt wartete man darum auf die Antwort der Kantonsregierung auf einen Vorstoss des vormaligen Landrats Patrick Schäfli (SVP). Seit einigen Tagen liegt diese vor. Der Entscheid in dieser Sache sei noch nicht gefällt, betont die Regierung darin noch einmal. Erste Abklärungen hätten aber ergeben, dass der Standort «nicht ungeeignet» für ein Asylzentrum sei. Voraussetzung für dessen Realisierung sei aber das Vorhandensein «eines mindestens gleichwertigen Ersatzstandortes» für das AZO, schreibt die Regierung weiter – ohne konkrete Möglichkeiten zu nennen.

Was das Finanzielle angehe, verlange der Kanton selbstverständlich «volle Schadloshaltung», liest man weiter. Steuergeld des Kantons soll also durch Steuergeld des Bundes kompensiert werden. Den Vorwurf, hier werde öffentliches Geld vernichtet, weist die Regierung zurück – um in einem holprigen Satz just das Gegenteil zu behaupten: «Mit der Investition können Bund, Kanton und auch Gemeinden letztlich massiv Kosten einsparen, dank des wesentlich verkürzten Asylverfahrens, so zum Beispiel bei der Unterbringung der Asylsuchenden aufgrund der reduzierten Quote, der Kanton im weiteren bei Schul- oder Vormundschaftsbehörden und die Standortgemeinde bei den Sozialkosten oder für die Kesb.»

Gemeint sind hier die Ankündigungen von Asylministerin Simonetta Sommaruga (SP), mit der Errichtung von Bundesasylzentren in allen Landesgegenden werde im Flüchtlingswesen alles effizienter und billiger. Es sind Versprechungen, die zum Teil vehement in Frage gestellt werden. Die Baselpolizei Regierung aber kümmert das wenig. Sie stellt die angekündigten Einsparungen kurzum als Fakt dar. Es scheint ganz, als werde hier das Fell verkauft, bevor man den Bären geschossen hat.

Gesundheitswesen

Hausdurchsuchung

Das See-Spital in Horgen ist von einem weiteren Strafverfahren betroffen. *Von Alex Reichmuth*

«Hört denn das nie auf», ist man geneigt zu sagen. Fast wöchentlich treffen schlechte Nachrichten vom See-Spital Horgen ein. Und nun auch noch das: Das Spital ist von einer weiteren Strafuntersuchung betroffen, wie die Zürcher Staatsanwaltschaft bestätigt. Diese richtet sich gegen Chefarzt K., Mitglied der Geschäftsleitung. Im Juli gab es deswegen eine Hausdurchsuchung am Spital.

K. arbeitet seit August 2014 in Horgen. Laut dem See-Spital soll sich das Strafverfahren nur auf dessen Zeit an der Klinik Hirslanden in Zürich beziehen, wo er von 2012 bis 2013 tätig war. Von den Vorwürfen gegen K. habe man erst bei der Hausdurchsuchung erfahren, schreibt das Spital. Auf die Frage, was dem Chefarzt konkret zur Last gelegt werde, verweist das Spital auf K. selber. Dieser verzichtet aber auf eine Stellungnahme. Wie aus anderen Quellen zu erfahren ist, hat offenbar der ehemalige Vorgesetzte an der Klinik Hirslanden Strafanzeige gegen K. eingereicht. Es soll um Fälle von mutmasslicher Falschabrechnung und Überbehandlung gehen. Die Klinik Hirslanden will sich dazu nicht äussern. Für Chefarzt K. gilt die Unschuldsvermutung.

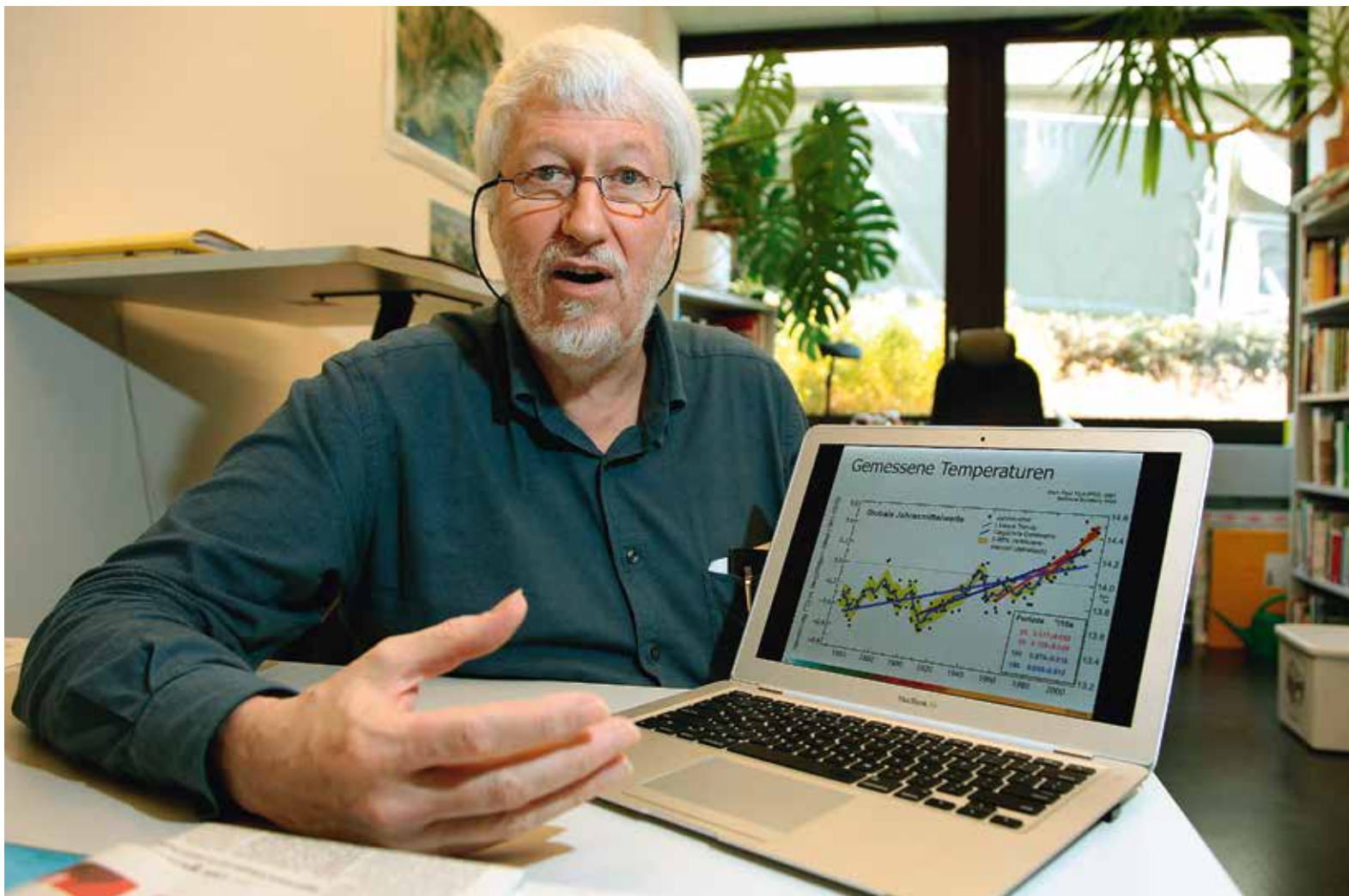
«Keine Unregelmässigkeiten festgestellt»

Das Strafverfahren gegen ihn trifft das See-Spital zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Die Institution ist voll damit beschäftigt, die Affäre um den entlassenen Schmerzarzt D. zu bewältigen. Diese entpuppt sich als immer noch umfangreicher. Mittlerweile ist von Hunderten von Fällen möglicher Betrügereien durch D. die Rede. Die Rückzahlungen, die auf das Spital zukommen, könnten laut Beobachtern in die Millionen Franken gehen und das Spital sogar in finanzielle Bedrängnis bringen. Erst vor kurzem ist deswegen Walter Bosshard als Präsident der Spitalstiftung zurückgetreten. Er und die Spitalleitung wurden von Ärzten seit Jahren auf die Missstände um D. aufmerksam gemacht. Trotzdem dauerte dessen mutmassliches Fehlverhalten an, bis die *Weltwoche* dieses Jahr darüber berichtete. In Horgen wäscht die Spitalleitung seither die Hände in Unschuld: Man sei den Gerüchten über Pflichtverletzungen von D. immer nachgegangen, habe aber nie solche feststellen können.

Im Fall von K. versichert das See-Spital nun, dessen Kontrolle sei intensiviert worden. «Dabei konnten bis heute keine Unregelmässigkeiten festgestellt werden.» Wirklich beruhigend wirkt das nicht.

Der Letzte

Das Ende ist nah, nicht für das Klima, aber für die Klimaforschung. Um die Menschheit vor der Apokalypse zu warnen, setzt der Weltklimarat IPCC jetzt auf das letzte Aufgebot: Der Schweizer Andreas Fischlin steht für alles, was bei diesem Gremium Fragen aufwirft. *Von Markus Schär*



Grauer Lärchenwickler im Arvenwald: Vizepräsident Fischlin.

«Nicht der beste Mann auf dem Posten», schimpfte Andreas Fischlin gemäss seinem Sprachrohr beim *Tages-Anzeiger*. Der Weltklimarat IPCC wählte letzte Woche einen neuen Vorsitzenden nach dem Rücktritt des Inders Rajendra Pachauri wegen Übergriffen auf Frauen in seiner Privatfirma – die von der Schweizer Entwicklungshilfe über Jahre namhafte Summen absahnte. Das Gremium bestimmte den blassen bisherigen Vizepräsidenten, den südkoreanischen Ökonomen Hoesung Lee, der am Anfang seiner Karriere dem Ölgiganten Exxon diente. Und es verschmähte den Schweizer Klimaforscher Thomas Stocker. Dabei brauche der IPCC «eine starke Figur», sagte der enttäuschte Berner Professor, um in die immer politischer werdende Debatte um den Klimawandel «starke wissenschaftliche Argumente» einzubringen.

Die Schweizer, auch beim Kampf um die drei Stellvertreter unterlegen, bekamen schliesslich

einen Trostpreis: Andreas Fischlin ergatterte das Vizepräsidium in einer der drei Arbeitsgruppen – mit je zwei Vorsitzenden, die alle Aufgaben und Auftritte wahrnehmen. «Diese Wahl ist auch zustande gekommen, weil die Schweiz in der Klimaforschung Weltruf hat», jubelte der ETH-Titularprofessor im Ruhestand. Er liegt falsch, seine Wahl zeigt vielmehr, dass der IPCC auf das letzte Aufgebot zurückgreifen muss. Die Person von Andreas Fischlin wirft Fragen auf: zu seinen Leistungen als Forscher, zu seiner Arbeit für den IPCC, vor allem zu seinem Charakter.

Trostpreis Titularprofessur

Mit der Arbeit von Thomas Stocker, zuletzt als Vorsitzender der Arbeitsgruppe I für den jüngsten IPCC-Report, setzte sich die *Weltwoche* kritisch auseinander. Aber sie würdigte auch seine wissenschaftliche Leistung: Mit seinen Studien,

vor allem an jahrtausendealten Eisbohrkernen aus der Arktis und der Antarktis (die sich nicht immer mit seinem Glauben an die Schuld der Menschen am Klimawandel vertrugen), schaffte er es häufig in führende Publikationen wie *Nature* oder *Science*, sogar aufs Cover. Die Zahl der Arbeiten von Andreas Fischlin in massgeblichen Zeitschriften beträgt dagegen: null.

Der Biologe, der bei einer Vorläuferband von Krokus mitrockte, schrieb 1982 seine Dissertation über den Grauen Lärchenwickler im Arvenwald. Sie brachte ihm an der ETH eine Silbermedaille ein, die akademische Karriere dümpelte gleichwohl vor sich hin. Der Postdoc wechselte nach Kanada, lehrte darauf an der ETH die modische Systemanalyse und spielte schliesslich, zumindest gemäss Curriculum Vitae, «eine führende Rolle» beim Aufbau des Studiengangs Umweltnaturwissenschaften. Da (angeblich) immer noch der Wald starb, bastelte

Andreas Fischlin an Computermodellen, um die Entwicklung von Wäldern über die Jahrhunderte zu simulieren. Dank dieser Arbeit durfte er 1995 – ohne weitere akademische Meriten – als «hauptverantwortlicher führender Autor» beim Kapitel «Climate Change Impacts on Forests» des zweiten IPCC-Berichts mitwirken. «Er ist an der ETH Zürich zum Professor ernannt worden», vermerkt schliesslich das CV: Die Hochschule beförderte den langjährigen Oberassistenten 2009 zu seinem sechzigsten Geburtstag wenigstens zum Titularprofessor – auch ein Trostpreis.

Der Forscher kann behaupten, was er will

Was Andreas Fischlin mit seinem IPCC-Team 1995 zu den Auswirkungen des Klimawandels auf die Wälder zusammentrug, bestätigt jede Kritik an der Arbeit der Klimaforscher. Das Kapitel stützt sich selbstverständlich auf Fischlins eigenen Versuch, die Entwicklung eines Schweizer Waldes über 1800 Jahre am Computer zu simulieren. Was bei zweihundert Rechenläufen herauskam, lässt sich zwangsläufig nicht mit historischen Daten unterfüttern (weil es sie nicht gibt) und schon gar nicht von einem heute lebenden Menschen überprüfen. Der Forscher kann behaupten, was er will – er läuft keine Gefahr, dass ihn jemand als Modellbastler nach dem Gigo-Prinzip entlarvt: «Garbage in, garbage out» (Müll rein, Müll raus).

Die Modelle krankten noch an Defiziten, räumen die Forscher zwar ein: «Sie lassen sich nicht als Voraussagen interpretieren.» (Genau dazu sollten sie dienen!) Und sie stellen auch ratlos fest: «Weil das CO₂ in der Atmosphäre seit vorindustriellen Zeiten von rund 280 auf gegen 360 ppmv (Teilchen pro Million) zugenommen hat, sollte unter natürlichen Bedingungen bei Pflanzen ein verstärktes Wachstum zu beobachten sein. Der Nachweis aufgrund der Jahresringchronologie ist allerdings unklar, das lässt

keine Generalisierungen zu.» Trotzdem steht für die Wissenschaftler fest, was sie schon immer glaubten: «Die gesamte Waldfläche wandelt sich wahrscheinlich stark, wenn die Entwicklung gemäss einem der drei Modelle verläuft.»

«Die Klimapolitik bringt die Wissenschaft an ihre Grenzen», gestand Andreas Fischlin aber noch im November 2000 in einem Artikel für die NZZ. Die Forschung zeige, dass die Wälder in den Industriestaaten als «biologische Kohlenstoff-Senken» mehr CO₂ aufnehmen könnten, als diese Länder gemäss dem Kioto-Protokoll einsparen müssten. «Damit entsteht politischer Zündstoff», erkannte der Autor, «da Senken an die Stelle der Reduktion des Verbrauchs fossiler Brennstoffe treten könnten.» Angesichts der «Fülle ungelöster wissenschaftlicher Fragen und Probleme» verwarf er aber

Schliesslich verstieg sich Fischlin zur Aussage: «Ich glaube, mir wäre dieser Fehler aufgefallen.»

diese allzu einfache Lösung: Die Wissenschaft brauche noch Zeit und Geld – «und es besteht die Gefahr, dass der politische Wille zum Handeln [nicht im Sinn des Forschers] die Wissenschaft überrumpelt».

Damit qualifizierte sich der ewige Oberassistent mit mediokrem wissenschaftlichem Œuvre endgültig für höchste Aufgaben beim IPCC, für den angeblich nur die besten Forscher denken. Beim vierten Bericht von 2007 trug er Mitverantwortung für den ganzen Teil zur Entwicklung der Ökosysteme weltweit und fühlte sich deshalb als würdiger Träger des Friedensnobelpreises, den der IPCC in diesem Jahr bekam. Das Nobelpreis-Komitee stellte seither mehrfach unmissverständlich klar, dass die Auszeichnung nur an die Institution ging. Andreas Fischlin liess sich aber in Interviews

oder bei Referaten als Nobelpreisträger rühmen. Und er ziert sein CV noch heute mit einem der Zertifikate als «Beiträger zum Nobelpreis», die IPCC-Chef Pachauri an Tausende von Wissenschaftlern verteilte.

Andreas Fischlin trug allerdings auch Mitverantwortung für den peinlichsten Skandal des IPCC – und stritt sie ab. Anfang 2010, als der Weltklimarat in die Kritik geriet, stellte sich heraus, dass der Bericht von 2007 behauptete, die Himalaja-Gletscher würden bis 2035 vollständig abschmelzen, mit katastrophalen Folgen für halb Asien – dies gestützt auf eine WWF-Publikation, obwohl der IPCC versichert, er werte nur Studien mit Peer-Review aus. Und dieser peinliche Unsinn stand im Teil, für den Andreas Fischlin stolz als «hauptverantwortlicher führender Autor» zeichnete.

Fragwürdige Kompetenz

Die Panne wäre nicht passiert, wenn die externen Gutachter besser aufgepasst hätten, schimpfte der blamierte Forscher im Interview mit seinem Sprachrohr beim *Tages-Anzeiger*. Die Gutachten, für alle Welt einsehbar, zeigen: Andreas Fischlin lügt. Die Experten forderten Beweise, zweifelten die Aussage an und wiesen auf Studien hin, dass einzelne Himalaja-Gletscher sogar wüchsen – die Autoren wischten alle Einwände weg. Schliesslich verstieg sich Andreas Fischlin zur Aussage: «Ich glaube, mir wäre dieser Fehler aufgefallen.» Er gab damit zu, dass er den Teil, für den er mit seinem Namen stand, gar nicht sorgfältig gelesen hatte.

Das Fazit: Ein Wissenschaftler mit fragwürdiger Kompetenz und zweifelhaftem Charakter soll hauptverantwortlich am sechsten IPCC-Bericht mitarbeiten, bei dem umstritten bleibt, ob ihn die Welt überhaupt braucht. Mit grösserer Sicherheit als bei jeder IPCC-Katastrophenwarnung lässt sich also sagen: Es wird der letzte sein. ○

**Volg. Im Dorf Daheim.
In Dallenwil zuhause.**

Käse vom Dorf – rundum gut!

Käsermeister Patrick Odermatt ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein Käse ist im Volg Dallenwil (NW) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg
frisch und fründlich

brandinghouse



Vorverurteilung und Sippenhaft: Roland Büchel.



Verstrickungen des LGT-Mutterhauses: Hans-Peter Portmann.

Schweizer Fifa-Heuchler

Sie gehören zu den lautesten Kritikern von Sepp Blatter und der Fifa: Roland Rino Büchel (SVP), Hans-Peter Portmann (FDP) und Guido Tognoni. Dabei sind sie selber nur bedingt glaubwürdig, wie Recherchen zeigen. Selbst auf Bundesanwalt Michael Lauber fällt ein Schatten der Vergangenheit. *Von Philipp Gut*

Spätestens seit der Weltfussballverband (Fifa) ins Visier der amerikanischen und später der schweizerischen Ermittler geraten ist, tun sich immer wieder dieselben «Insider» und Kritiker auf allen Kanälen hervor. Das ist ihr gutes Recht. Doch sollte man selbst nicht einigermassen glaubwürdig sein, damit diese Kritik auch ernst genommen werden kann? Bei einigen der lautesten Fifa-Kritiker ist das nachweislich nicht der Fall.

Roland Rino Büchel, der SVP-Heckenschütze — Der St. Galler Nationalrat kritisiert die Fifa seit Jahren und lässt sich immer wieder gern von der Presse zitieren. Am vorletzten Wochenende schoss Büchel via *Sonntagszeitung* auf seinen Parteikollegen Heinz Tännler. «Wir brauchen keinen zweiten Fall Zuppiger», gab Büchel in Anspielung auf den ehemaligen Bundesratskandidaten zu Protokoll, dessen Machenschaften in einer Erbschaftsangelegenheit von der *Weltwoche* aufgedeckt worden waren. Die knackige Aussage wurde sogleich von anderen Medien aufgenommen. Tännler, seit 2007 Regierungsrat im Kanton Zug und derzeitiger Landammann, war von der Kantonalpartei der SVP kurz zuvor als Kandidat für die Bundesratswahlen im Dezember ins Rennen geschickt worden.

Konkret brachte Büchel nichts gegen seinen Parteifreund vor. Aber das spielte keine Rolle: Der Mechanismus der Vorverurteilung und der Sippenhaft griff. Es genügte, dass Tännler in den Jahren 2003 bis 2006 als *legal director*, also als Chefjurist, bei der Fifa gearbeitet hatte, um ihn einem Generalverdacht auszuliefern.

Was die Öffentlichkeit indes nicht erfuhr: Die parteikollegiale Attacke hat einen persönlichen Hintergrund. Büchel arbeitete selbst

Nach seinem Ausscheiden stellte Büchel Forderungen von weit über einer halben Million Franken.

einmal für die betrügerisch in Konkurs gegangene International Sport and Leisure (ISL) – wir kommen auf sie zurück – sowie für die Fifa Marketing AG. Dort quittierte er 2002 den Dienst und meldete sich krank.

Nach seinem Ausscheiden stellte Büchel finanzielle Forderungen von weit über einer halben Million Franken für angebliche Überstunden und Abgeltungen. Doch das Geld stand Büchel offenbar gar nicht zu. Die Fifa weigerte sich jedenfalls, den Forderungen nachzukommen. Wenn er, Büchel, glaube, sie seien gerechtfertigt, dann solle er sich an das

Arbeitsgericht wenden. Das hat Büchel aber nie getan.

Die Pointe der Geschichte: Die finanziellen Forderungen Büchels landeten auf dem Tisch des Fifa-Chefjuristen – es war Heinz Tännler, der sie als ungerechtfertigt zurückwies.

Der falsche Heiligenschein des Hans-Peter Portmann

— Einer der ersten Bundespolitiker, die nach dem Bekanntwerden der Verhaftungswelle bei der Fifa im Sommer in die Offensive gingen, war der Zürcher FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann. «Die Fifa wird langsam, aber sicher zu einem Imageproblem für die ganze Schweiz», verkündete Portmann am 2. Juni in der Pendlerzeitung *20 Minuten*. In der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur reichte er zwei Anträge gegen die Korruption bei Sportveranstaltungen ein.

Vielleicht wird die Affäre aber auch zu einem Imageproblem für Portmann und seinen Arbeitgeber, die LGT Bank. Der FDP-Politiker ist bei der LGT Schweiz in Zürich beschäftigt. Als Korruptionskritiker ist Portmann denkbar ungeeignet. Denn gleich in mehreren Fällen liefen verdächtige Zahlungen über Konten des LGT-Mutterhauses, wie aus den Ermittlungsakten der Zuger Staatsanwaltschaft in der ISL-Affäre hervorgeht.



Ex-Fifa-Troubleshooter: Guido Tognoni.

Dabei ging es einerseits um Straftatbestände wie Veruntreuung, Betrug oder betrügerischer Konkurs, der ISL-Vizepräsident und zwei weitere Angeklagte wurden verurteilt. Ein weiteres Verfahren führte die Staatsanwaltschaft gegen Fifa-Funktionäre, die Schmiergelder empfangen haben sollen. Die Millionenbeiträge seien einem Konto «bei der LGT-Bank in Liechtenstein gutgeschrieben» worden, heisst es in der Anklageschrift. Die LGT war laut den Ermittlern die Drehscheibe für die Gelder. Zu den Geldempfängern zählten so ranghohe Funktionäre wie Ricardo Texeira, von 1989 bis 2012 Präsident des brasilianischen Fussballnationalverbands sowie von 1994 bis 2012 Mitglied des Fifa-Exekutivkomitees, der Paraguayer Nicolás Leoz, von 1986 bis 2013 Präsident der südamerikanischen Fussballkonföderation Conmebol, oder der heutige Fifa-Interimspräsident Issa Hayatou. Das ist nicht bloss Schnee von gestern: Gegen Leoz und Hayatou ermittelt heute auch die Bundesanwaltschaft.

Auch in zwei weiteren Fällen liefen auffällige Zahlungen über LGT-Konten: bei den Bestechungen deutscher Schiedsrichter, wie der Spiegel 2011 berichtete («Aktion Abseits», Nr. 45/2011), sowie beim Fall des australischen Milliardärs und Fussballfunktionärs Frank Lowy, der ebenfalls ins Visier der Amerikaner geriet. Die LGT stellte Lowy Offshore-Gesellschaften und -Stiftungen zur Verfügung. So wurden laut den amerikanischen Behörden 68 Millionen Dollar gewaschen. Die Busse betrug 25 Millionen Dollar.

Dass jetzt ausgerechnet der LGT-Bankangestellte und FDP-Nationalrat Portmann nach härteren Massnahmen ruft, erweckt den Anschein, dass dieser bloss von den Verstri-



Doch nichts geschah: Michael Lauber.

ckungen des LGT-Mutterhauses in der Causa Fifa ablenken will.

Guido Tognoni — Der dritte «Experte», der sich im Fernsehen des In- und Auslands regelmässig bissig zur Fifa äussert, ist Guido Tognoni. Auch dieser hat einst von der Fifa seinen guten Lohn und satte Abfindungen bezogen: Er war Pressechef, Marketingmanager und Troubleshooter – die NZZ nannte ihn «den Unentbehrlichen». Wenn er heute gegen seinen ehemaligen Arbeitgeber öffentlich zu Felde zieht, dann ist daran zu erinnern, dass Tognoni selber nicht unbedingt zu den aktivsten Aufklärern gehörte. Im Zuge des ISL-Skandals, bei dem die Fifa zunächst selbst Anzeige erstattet hatte, holte Sepp Blatter den ehemaligen Angestellten zurück an Bord, um den aus dem Ruder

Auch Tognoni hat einst von der Fifa seinen guten Lohn und satte Abfindungen bezogen.

gelaufenen Fall zu regeln und niederzuschlagen. Mit Erfolg: Gegen eine Zahlung der Fifa von 5,5 Millionen Franken wurde das Verfahren eingestellt. Und die Rechte, das Filetstück der ISL, wurden in eine eigene Marketingfirma der Fifa übertragen. Tognoni ist zwar immer wieder als Kritiker der Fifa und ihres Präsidenten Blatter aufgefallen, aber er hat bis heute keinen einzigen tragfähigen Beweis gegen diesen vorgelegt.

Michael Lauber, der vergessliche Bundesanwalt — Schliesslich hat auch der oberste Schweizer Ermittler, Bundesanwalt Michael

Lauber, ein kleines Glaubwürdigkeitsproblem. Er war nämlich von 2001 bis 2004 Leiter der sogenannten Financial Intelligence Unit, der Meldestelle für Geldwäscherei des Fürstentums, dann Geschäftsführer des liechtensteinischen Bankenverbandes und ab 2010 Präsident des Aufsichtsrates der Finanzmarktaufsicht. Was die Zuger Staatsanwaltschaft im Zuge der ISL-Untersuchungen über die Millionendeals der Fussballfunktionäre vom Schlage eines Hayatou oder Leoz ans Licht brachte, hätte die Aufsicht eigentlich brennend interessieren müssen – die dubiosen Zahlungen liefen über LGT-Konten in Liechtenstein. Doch nichts geschah, ein Verfahren wegen Geldwäsche wurde nie angestrengt.

Vor diesem Hintergrund erstaunt die Verve, mit welcher der heutige Schweizer Bundesanwalt in engster Kooperation mit den USA nun gegen die Fifa vorgeht. Es ist nicht ausgeschlossen, dass ihn die laufenden Ermittlungen doch noch nach Liechtenstein führen werden – es wäre eine weitere ironisch anmutende Pointe in dieser Geschichte.

Was immer die Untersuchungen am Ende ergeben werden, fest steht bereits jetzt: Sowohl bei den grössten Fifa-Kritikern wie auch beim Chefermittler der schweizerischen Bundesanwaltschaft ist eine gehörige Portion Heuchelei im Spiel. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (ragsüber)

E-Mail

Talon bitte einschicken an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Hexenjagd gegen Blatter

Die Treibjagd gegen den 79-jährigen Fifa-Präsidenten Sepp Blatter nimmt groteske Züge an. Im Getümmel gehen seine grossen Verdienste vergessen. Man sollte den Erfolgsschweizer in Ruhe lassen. Er hat einen anständigen Abgang verdient. *Von Roger Köppel*

Eine neue Zündstufe erreicht die Hexenjagd gegen den Fifa-Präsidenten Joseph S. Blatter. Letzte Woche wurde der Schweizer durch die verbandsinterne Ethikkommission für 90 Tage gesperrt. Anlass ist, wie bereits an dieser Stelle gemeldet, ein von der Kommission als dubios eingestuftes mündliches Arbeitsvertrag, den Blatter vor über 15 Jahren mit seinem damaligen Mitstreiter und heutigen Rivalen Michel Platini abgeschlossen hat.

Der Vertrag brachte Platini für seine vierjährige Tätigkeit bei der Fifa Nachzahlungen von zwei Millionen Franken ein. Kritiker bemängeln, diese Summe sei zu spät bezahlt und angeblich nicht korrekt verbucht worden. Blatter stellt sich gegenüber der *Weltwoche* vehement auf den Standpunkt, er habe Platini gegenüber nur sein Versprechen gehalten. Handschlag sei Handschlag. Das «Gentleman's Agreement» sei von den Fifa-Gremien korrekt genehmigt worden. Die Schweizer Bundesanwaltschaft ermittelt, nachdem sie eine schweizerische Grossbank auf den Geldtransfer aufmerksam gemacht hat.

Triumphgebrüll der Meinungsmacher

Die Blatter-Sperre ist von der amerikanisch-britisch-deutsch-schweizerischen Presse mit Triumphgebrüll zur Kenntnis genommen worden. Die Meinungsmacher sehen sich endlich in den von ihnen seit Jahren, ja Jahrzehnten bisher erfolglos verbreiteten Vorwürfen bestätigt, Blatter sei ein Verbrecher. Für sie ist der Walliser der finstere «Pate» eines «korrupten Systems», das man nun endgültig säubern müsse. Tragfähige Beweise konnten nie vorgelegt werden. Die vorläufige Kaltstellung des Patriarchen bietet vor allem in Deutschland willkommenen Ablenkung vom kürzlich ruchbar gewordenen VW-Skandal um manipulierte Abgase.

Natürlich müssen sich auch Fifa-Präsidenten an die von ihnen selber installierten Ethik-Richtlinien halten. Selbstverständlich darf genau geklärt werden, wie die Fifa ihre im freien Markt erwirtschafteten Milliardenumsätze verteilt, von denen der allergrösste Teil in den Fussball und vor allem in die Jugendförderung rückinvestiert wird. Trotzdem bleibt der Eindruck, dass der öffentliche Vernichtungseifer, der sich nun schon seit bald zwei Jahrzehnten an der Person Blatters auslebt, von sachfremden Gefühlen, Vorverurteilungen, politischen Intrigen und falschen Voraussetzungen ausgeht.

Seit die Schweizer Bundesanwaltschaft am Gängelband der US-Justiz im letzten Frühling mehrere Fifa-Funktionäre im Morgengrauen dingfest machte, ist kein Halten mehr. Der Druck wurde übermächtig, sogar die amerikanischen Sponsoren forderten juristisch grundlagenfrei ein Köpferrollen. Knickten im Kessel treiben nun auch noch die Fifa-Ethiker ein, als sie den Präsidenten sperrten? Der deutsche Fifa-Untersuchungsrichter Hans-Joachim Eckert wird von den Medien seit längerem als «grösster Sepp-Blatter-Versteher auf Erden» angefeindet. Durch sein forsches Verdikt hat er sich die Kritiker fürs Erste vom Hals geschafft.

Der Verdacht einer merkwürdigen Überstürztheit drängt sich auch insofern auf, als der Entscheid gegen Blatter im Handgalopp getroffen wurde. Normalerweise dauert es

Es ist ein Kunststück, einen solchen Organismus so lange so erfolgreich zu führen.

Jahre, bis die Ethikkommission der Fifa ihre Urteile fällt. Die beiden karibisch-amerikanischen Ex-Funktionäre Jack Warner und Chuck Blazer wurden erst nach minutiösen mehrjährigen Verfahren aus dem Verkehr gezogen, ebenso der südkoreanische Multimilliardär Chung Mong Joon. Für Blatter und seinen Generalsekretär reichten gerade ein paar Tage für die Abservierung. Der Präsident wurde während der Untersuchung kaum anderthalb Stunden angehört. Das untypisch schwungvolle Tempo lässt die Vermutung als berechtigt erscheinen, dass die Ethikkommission auch dem Aussendruck nachgab.

Tänzerisches Geschmeidigkeitsnaturell

Sepp Blatter unsaubere Geschäftsführung vorzuwerfen, ist verwegen. Wäre er ein Schurke, hätte ihm das Rudel seiner Kritiker dies längst nachgewiesen. Als er 1998 das Ruder bei der Fifa übernahm, war sie ein Trümmerhaufen. Die Schulden waren enorm, die inneren Spannungen riesig. Seinem Amtsantritt war ein übler Machtkampf mit dem europäischen Dachverband Uefa vorausgegangen. Die Europäer wollten ihre Vormachtstellung betonen. Doch ihr Spitzenkandidat, der in Amt und Würden aufgequollene Lennart Johansson, ging gegen den agileren Blatter in der Schlussabstimmung unter. Diesen Sieg hat ihm die Uefa bis heute nicht verziehen.

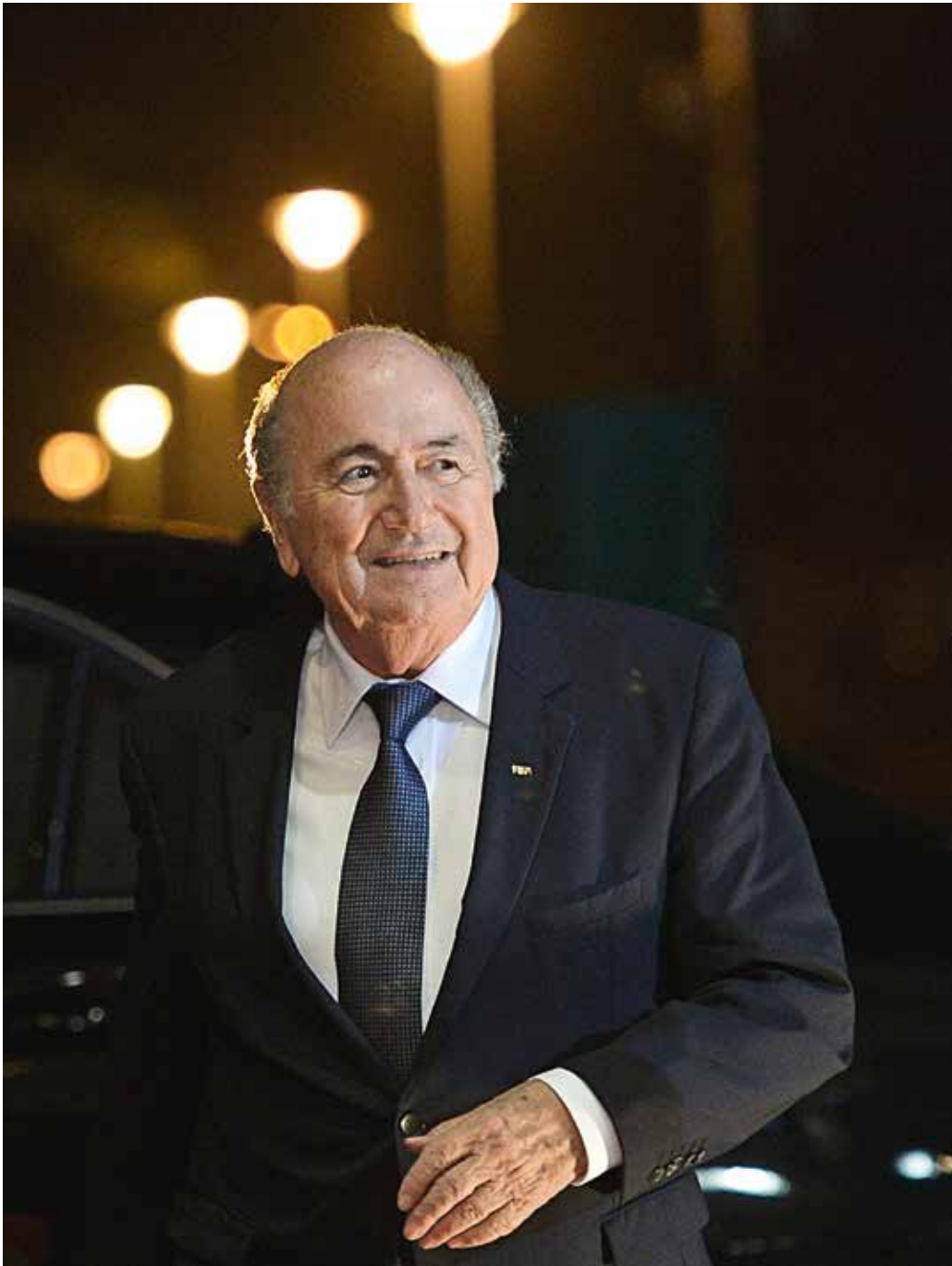
Blatter freilich ist das falsche Zielobjekt der hasserfüllten Attacken. Der diplomatisch hochbegabte, von einem tänzerischen Geschmeidigkeitsnaturell beflügelte Schweizer vollbrachte in seiner 17-jährigen Amtsdauer eine der meistunterschätzten internationalen Führungsleistungen. Die Fifa gehört zu den am schwierigsten steuerbaren Organisationen überhaupt. Sie hat mehr Mitglieder als die Uno. Einige ihrer Verbände entstammen den korruptesten Sumpfgebieten dieser Erde. Die Macht des Präsidenten ist beschränkt. Er muss mit den Abgesandten geschäfteln, die ihm die Basis demokratisch schickt. Er ist gleichzeitig Chef und Gefangener seines Apparats.

Blatters «Schule des Lebens»

Blatter hat den Fussball, typisch schweizerisch, weit über die europäische Kontinental-scholle hinaus zu einem globalen Erfolgsprodukt gemacht. Als er antrat, hatte die Fifa 20 Millionen Franken Schulden, heute hat sie 1,5 Milliarden Franken Reserven. Zu Beginn seiner Amtszeit 1998 investierte die Fifa 14 Millionen Franken in die Fussballförderung, inzwischen sind es 1,052 Milliarden Franken. Es ist Blatters Verdienst, dass der Fussball heute weltweit organisiert und kontrolliert gespielt wird als, wie er sagt, «Schule des Lebens in einer chaotischen und verrückten Welt».

Die fetten Funktionärstreffen an grossen Kongressen täuschen über die Tatsache hinweg, dass Blatter nicht nur den Spitzenfussball auf Stufe WM nach vorne und 2010 sogar auf den afrikanischen Kontinent brachte. Der schlaue Bergler setzte sich vor allem dafür ein, dass die Globalisierung auch auf der untersten Ebene der Juniorenbewegung durchschlägt. «Hoffnung und Emotion» will Blatters Fifa der Welt vermitteln, das ist hochgegriffen, aber nicht ganz falsch. Das von Jiri Dvorak, dem Leibarzt des Weltverbands, lancierte Gesundheitsprogramm «Football for Health» hat Vorbildcharakter.

Wer sich an Blatter die Schuhe abputzt, sollte zur Kenntnis nehmen, dass man eine Fifa nicht wie eine Sonntagsschule führen kann. Der weltumspannende Verband gliedert sich in ungezählte Parallelgesellschaften, in denen sich die Lebenswirklichkeit der teilnehmenden Länder unmittelbar abbildet, ohne dass Blatter und seine Getreuen auch nur das Geringste daran ändern könnten. Der Präsident ist das Scharnier, an dem die unterschiedlichsten Welten in all ihrer menschlichen Unvoll-



Händeschüttelndes Überzeugungsgenie: Fifa-Präsident Blatter.

kommenheit zusammenprallen. Die Realität färbt ab. Es ist eine Leistung, ein derart vielfältig-brüchiges Gebilde zusammenzuhalten. Es ist ein Kunststück, einen solchen Organismus so lange so erfolgreich zu führen.

Kompromisse mit der Wirklichkeit

Grosse Organisationen sind korruptionsanfällig. Die Uno sperrte hochrangige Delegierte, weil sie sich nachweislich hatten schmieren lassen. Muss jetzt auch Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon verjagt werden? In der EU fälschte die griechische Regierung für den Unionsbeitritt seinerzeit die Staatsbilanzen. Bis heute gab es weder Bussen noch Sanktionen, nur immer neue Kredite. Ein Fall für die EU-Ethikkommission, wenn es denn eine gäbe? Ihr eigener Salat hindert Politiker wie David Cameron oder das Strassburger EU-Parlament freilich

nicht daran, Blatter und seine Fifa als Prügelknaben angeblich beispiellos ungetreuer Geschäftsführung anzuschwärzen.

Der Vorwurf trifft es nicht. Blatter hat die Fifa frühzeitig mit unabhängigen ethischen und juristischen Reinigungs- und Kontrollinstanzen ausgestattet. Möglicherweise war es ein Fehler, dass er den Organen die erforderliche Machtfülle nur zögernd zugestand. Aber auch hier muss man die Umstände sehen: Ein blindwütig drauflosschiessender Inquisitionsrichter aus den USA oder aus Europa hätte die fragile, bunte und politisch auf dünnem Eis gebaute Fifa vor einigen Jahren kaum verkraftet. Man kann einen Patienten durch eine Überdosis gutgemeinter Medizin zur falschen Zeit auch umbringen. «Doucement», «behutsam» lautet ein kluges Lieblingswort des Präsidenten.

Blatters multikulturell erprobter Führungsstil beruht auf Charme, Einfühlungsvermögen, Autorität und jenem ihm eigenen Gespür, besonders knifflige Situationen durch den gezielten Einsatz von Selbstironie und Verdrängung zu entschärfen. Blatter weiss Probleme zu umgehen, indem er sie gar nicht erst zur Kenntnis nimmt. Wie alle brillanten Verkäufer und Unterhändler ist er ein Meister der subtilen Manipulation, die immer auch die Selbstmanipulation mit einschliesst, ein händeschüttelndes Überredungs- und Überzeugungsgenie, das sich an sich selbst und an der Sache begeistert, um andere zu begeistern.

Fiebrige Lust an der Selbstdemontage

Mag ja sein, dass sich Blatter in den Minenfeldern seiner Verbände gelegentlich verstolperte. Langjährige Weggefährten bescheinigen ihm allerdings hohe charakterliche Integrität und einen unzerstörbaren Idealismus für den Fussball. Seine Fähigkeit, Konflikte zu beenden, den Laden über alle systembedingten Abgründe und Zerklüftungen hinweg zu einen, wird als miraculös beschrieben.

Natürlich ist Blatter kein Heiliger. Seine Führungsqualitäten mussten sich auf sechs Kontinenten bewähren. Das geht nicht ohne Kompromisse mit der Wirklichkeit. Die Frage ist, ob es die nach vorne drängenden Möchtegernnachfolger besser machen würden. Zweifel sind erlaubt.

Wie weiter? Es beelendet einfach, wie sich Schweizer Medien und Behörden auch diesmal wieder von einer internationalen Treibjagd gegen einen prominenten, unkonventionellen und unabhängigen Schweizer einspannen lassen. Diese fiebrige Lust an der Selbstdemontage, der rasende Sauberkeitsfimmel gegen einen äusserst erfolgreichen Landsmann müsste neidpsychologisch einmal näher untersucht werden.

Wie schon im Bankenstreit geht der Angriff von den Amerikanern aus. Sie sind sauer, weil sie die WM 2022 an Katar verloren haben. Aus dem Rückraum heizen die Briten, die den Russen die WM 2018 nicht gönnen. Politische Sehnsüchte und Intrigen wirken auf den Fussball ein. Für die offizielle Schweiz gilt leider: Einmal erpressbar, immer erpressbar.

Vielleicht kommen am Ende der Untersuchungen ja noch die ganz grossen Verbrechen heraus, deren man Blatter seit Jahrzehnten vergeblich bezichtigt. Die Industrie seiner Kritiker dreht längst anlasslos im dunkelroten Bereich. Sie haben Blatter den Erfolg nie vergeben und auch nicht die Tatsache, dass ihre unbewiesenen Vorwürfe bisher immer an ihm abtropften.

Der suspendierte Präsident kämpft weiter. Gegen die Sperre legte er Rekurs ein. Er klingt zuversichtlich und entschlossen. Man sollte ihn in Ruhe lassen. Sepp Blatter hat einen anständigen und respektvollen Abgang verdient. ○

Gefährliche Brüder

Tätliche Attacken, Raubzüge, Drogenhandel: Junge Kriminelle versetzen das Zentralschweizer Städtchen Zug in Angst und Schrecken. Besonders gefürchtet ist eine Familie aus dem Kosovo.

Von Alex Reichmuth



«Die Bande tritt selbstbewusst und sehr aggressiv auf»: jugendlicher Straftäter (Symbolbild).

Der junge Mann ist nur unter Zusicherung von Quellenschutz bereit, über seine Erfahrungen zu berichten. Er befürchtet Racheakte, wenn bekanntwürde, dass er mit der Presse über die Gebrüder Krasniqi* spricht. Dabei ist es unter vielen Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Zug kein Geheimnis: Die beiden älteren Brüder Krasniqi, beide volljährig, handeln mit Drogen. Sie gehören zu einer Gruppe, die den Rauschgifthandel in Zug kontrolliert. «Es geht um Hasch, Gras und Kokain», sagt der junge Mann. «Sie haben grosses Geld gemacht.» Die Gruppe bestehe vorwiegend aus Ausländern, vor allem Kosovaren, die seit dem Besuch der Oberschule zusammen seien. «Sie haben einen grossen Zusammenhalt untereinander», so der Informant. Jeder stehe für die anderen ein. «Die Bande tritt selbstbewusst und sehr aggressiv auf.» Alle hätten Angst vor ihr.

«Mundwinkel verlängert»

Die Ängste bestehen durchaus zu Recht. Wie auch andere Quellen bestätigen, ist die Drogenbande schon mehrfach gewalttätig geworden. Die Rede ist von Abrechnungen mit abtrünnigen ehemaligen Verbündeten, von Raubzügen und tätlichen Attacken. «Mein Kollege wurde von ihnen angegriffen», berichtet ein Jugendlicher. «Sie haben ihm die Mundwinkel verlän-

gert, mit einem Messer.» Ein anderer weiss von einem Überfall, bei dem ein junger Mann von der Bande in seinem Haus ausgeraubt worden sei. Oft bleibe es aber bei Drohungen und Einschüchterungen. Das genüge meist.

Die beiden Brüder Krasniqi haben zudem einen jüngeren Bruder, den sechzehnjährigen Maliq*. Dieser ist in einen Fall verwickelt, der in Zug Schlagzeilen gemacht hat: die Schlägerattacke auf Alain Meier. Meier wurde am 5. September von einer Gruppe Jugendlicher brutal verprügelt. Drei Tage später hat sich der 21-Jährige erhängt. Sein Vater ist überzeugt, dass die Attacke seinen psychisch labilen Sohn in den Suizid getrieben hat (*Weltwoche* Nr. 44/15). Die Zuger Strafverfolgungsbehörden haben inzwischen vier Verdächtige in Untersuchungshaft genommen. Einer davon ist der erwähnte Maliq Krasniqi. Es scheint, dass er genau wie seine älteren Brüder auf die schiefe Bahn geraten ist.

Das hat sich allerdings seit Jahren abgezeichnet. Schon vor einigen Jahren, noch als Primarschüler, ist Maliq offenbar tötlich geworden und hat zusammen mit anderen den gleichaltrigen Andreas* verprügelt. Die *Weltwoche* konnte mit einer erwachsenen Person aus dem Umfeld von Andreas sprechen. «Man hat ihn zuerst festgehalten und dann auf ihn eingeschlagen», sagt dieser Bekannte von Andreas. Zum Glück

habe er keine bleibenden Schäden davongetragen. Trotz der Attacke habe die Familie von Andreas auf eine Strafanzeige verzichtet. «Sie wurde vor Maliqs älteren Brüdern gewarnt», so der Bekannte. «Auch die Schule, die Maliq besuchte, riet von einer Verzeigung ab.» Maliq sei darauf an der Schule aufwendig therapiert worden, mit der Hilfe von Sozialpädagogen. «Genützt hat es offensichtlich nichts, wie die jüngste Attacke auf Alain Meier zeigt.» Auf Anfrage will die Schule nichts zu den über Maliq verhängten Therapien sagen.

Clan lebt von Sozialhilfe

Der Bekannte von Andreas, der vor einigen Jahren attackiert wurde, fordert schärfere Sanktionen gegen gewalttätige Jugendliche. «Der Kanton Zug geht mit jugendlichen Straftätern äusserst nachsichtig um.» Besonders stossend sei, dass die Familie Krasniqi teilweise von Sozialgeld lebe. «Es ärgert mich, dass wir eine Familie durchfüttern, die sich nicht an die Regeln hält.» Auch laut anderen Quellen beziehen die Krasniqis Sozialhilfe. «Die Polizei unternimmt zu wenig gegen ausländische Drogendealer», sagt einer der Beobachter. «Die Krasniqis sollten ausgeschafft werden.»

Die Strafverfolgungsbehörden des Kantons Zug wollen wegen des Datenschutzes nichts zu den Brüdern Krasniqi und allfälligen Strafurteilen gegen sie äussern. Den Vorwurf, man gehe gegen kriminelle Jugendliche und junge Erwachsene zu lasch vor, weist Sprecherin Judith Aklin aber zurück: «Gerade bei Jugendgewalt wird regelmässig mit Untersuchungshaft reagiert. Unser Jugendanwalt ist sicher nicht zögerlich.» Bei volljährigen Tätern wehe der «noch rauere Wind» des Erwachsenenstrafrechts. Aklin betont jedoch, die Strafverfolgungsbehörden könnten nur tätig werden, wenn sie von den Vorfällen erfahren. Sie bittet darum, kriminelle Handlungen der Polizei zu melden.

Die *Weltwoche* konnte am Telefon kurz mit einem der älteren Brüder Krasniqi sprechen. Dieser zeigte sich empört, dass sein jüngerer Bruder schon seit mehreren Wochen wegen der Attacke auf Alain Meier in Untersuchungshaft sitzt. Maliq habe nicht selber dreingeschlagen, versichert er. Wegen der Inhaftierung sei nun wohl aber dessen Lehre ruiniert. Zu einem vereinbarten Treffen mit der *Weltwoche* erschien Maliqs älterer Bruder nicht.

*Namen geändert

Der Schweiz-Versteher

Es gibt kaum einen grösseren Kenner und Freund des Erfolgsmodells Schweiz als Gerhard Schwarz, der als Direktor des Think-Tanks Avenir Suisse seinen Abgang angekündigt hat. Rudolf Strahm liegt mit seiner politischen Abrechnung in der letzten *Weltwoche* falsch. Von Markus Schär

«Der Wert des Wirtschaftswunders Schweiz liegt nicht in seinem Vorbildcharakter», schreibt der Autor am Schluss seines Wälzers. Es gehe nicht darum, dass andere Länder dem wohlhabenden Kleinstaat nacheifern sollten; seinen Erfolg mache vielmehr wertvoll, dass er Alternativen zu anderen Wegen aufzeige. «Darin liegt die Verpflichtung: ein gewachsenes Modell, das sich bewährt hat, als Alternative zu andern Modellen weiterhin auf dem Pfad des Erfolgs zu halten.»

Worauf dieser Erfolg beruht, stellt der Autor zuvor luzide dar. Erstens erwiesen sich die Rohstoffarmut und die Binnenlage des Landes nicht als Fluch, sondern als Segen, weil sie zu «einem andern Verständnis von Wohlstand» führten. Zweitens forderten die Kleinheit und die Vielfalt das Eingehen auf das Fremde und die Fremden sowie «eine gewisse selektive Offenheit». Drittens wachse aus diesen Eigenheiten «eine einmalige Balance zwischen individueller Selbstverantwortung und genossenschaftlicher Solidarität». Kaum jemand hat in den letzten Jahren so fundiert und pointiert den Charakter der Schweizer erklärt – das ist verblüffend deshalb, weil der Autor kein gebürtiger Schweizer ist.

Schwarz' Werte

Gerhard Schwarz stamme aus Österreich, er kenne deshalb weder «die Praxis und Mentalität der dörflichen Kleinbürgerlichkeit» noch «die gesellschaftliche Vertrauenskultur der Schweiz», ätzte Rudolf Strahm letzte Woche an dieser Stelle, als er den abtretenden Direktor des Think-Tanks Avenir Suisse würdigte. Der (gelegentlich) ressentimentgetriebene Politiker darf seine Feindbilder pflegen, aber der faktenversessene Ökonom sollte sich keine Fehler leisten wie jene, die seinen Text durchseuchen. Deshalb drängt sich eine Richtigstellung auf: Gerhard Schwarz verdient scharfe Auseinandersetzungen, aber keine falschen Anschuldigungen.

Er versteht die Schweizer so gut, weil er seit je fast einer war. Geboren in Hard, fünf Kilometer von der Schweizer Grenze, wuchs er in der Kleinstadt Bregenz auf, als Sohn eines Gewerblers, dessen Geschäftserfolg er in der Kindheit am Speisezettel ablesen konnte. Die Vorarlberger – 1919 von den Eidgenossen schnöde abgewiesen, nachdem sie in einer Volksabstimmung mit 81 Prozent Ja-Stimmen Anschluss an die Schweiz gesucht hatten – sind keine richtigen Österreicher (was immer das sein soll), sondern bessere Schweizer. Sie zeichnen sich ganz besonders durch jene Qualitäten aus, die Rudolf Strahm

nur seinen Landsleuten zuschreibt: «Zuverlässigkeit, Treu und Glauben, Arbeitspräzision, Termintreue und zivilgesellschaftliche Verantwortungsbereitschaft». Um diese Werte ging es Gerhard Schwarz immer, ob als Wirtschaftschef der NZZ, als Autor von «Wirtschaftswunder Schweiz» (aus dem die Zitate stammen) oder als Direktor von Avenir Suisse. Rudolf Strahm liegt voll daneben, wenn er über den «400-seitigen, farbig bebilderten Avenir-Suisse-Luxusband» zum «Wirtschaftswunder Schweiz» schimpft, weil dieses in fünf Sprachen herausgegebene Werk die Wirtschaft des Landes ausschliesslich als Konzernwirtschaft darstelle.

Erstens schuf Gerhard Schwarz, zusammen mit R. James Breiding, das Werk noch als NZZ-Redaktor; Avenir Suisse trug nichts zur Finanzierung bei. Zweitens verkrachte sich Gerhard Schwarz bei der Übersetzung mit seinem Co-Autor; die fremdsprachigen Ausgaben erschienen ohne seinen Namen. Und drittens erzählt «Wirtschaftswunder Schweiz» zwar die Geschichte von Konzernen – von Giganten wie Nestlé, Sulzer oder ABB, die seit dem 19. Jahrhundert aus Klitschen heranwuchsen. Der Band erklärt aber auch, dass solche Erfolgsgeschichten immer noch möglich sind, wie beim Schienenfahrzeugbauer Stadler Rail, bei der Kaffeemaschinenfirma Thermoplan, die exklusiv für Starbucks liefert, oder beim Hörgeräte-Weltmarktführer

Phonak beziehungsweise Sonova, bei dem die Konkurrenz anfangs spottete, sogar die Bleistifte seien geleast. Ebenso falsch liegt Rudolf Strahm, wenn er Avenir Suisse als «konzernfinanziert» abtut. Tatsächlich gründeten im Jahr 2000 die vierzehn grössten Schweizer Unternehmen den Think-Tank, mit Unterstützung von patriotischen Wirtschaftsführern wie Ulrich Bremi oder Alex Krauer. Schon nach drei Jahren aber wollte ein bekannter Banker den unbequemen Denkern die Mittel entziehen. Gründungsdirektor Thomas Held erzählte, er sei deshalb in einer Sitzung in Tränen ausgebrochen: Er musste, bei KMU und bei Privaten, eine breitere Trägerschaft suchen.

Dafür sorgte auch Gerhard Schwarz, und er kümmerte sich – während sich Thomas Held nach seinem Lebensmotto «Don't look back» nicht um abgeschlossene Projekte scherte – um die Verbreitung der Denkarbeit. So stiess Avenir Suisse, mit stetig wachsendem Echo, auch in seiner Amtszeit wichtige Debatten an, etwa mit der Studie zum Mittelstand oder mit dem Buch «Ideen für die Schweiz». Dabei hatte Gerhard Schwarz – wie hoffentlich auch Rudolf Strahm – immer ein Ziel: das bewährte Modell Schweiz «auf dem Pfad des Erfolgs zu halten».

Markus Schär sorgte 2007 bis 2012 für die Kommunikation von Avenir Suisse unter Thomas Held und Gerhard Schwarz und arbeitete am Buch «Wirtschaftswunder Schweiz» mit.



«Pfad des Erfolgs»: Avenir-Suisse-Direktor Schwarz.

«Ein anderes Europa»

Die beiden abtretenden Langzeitparlamentarier Andreas Gross (SP) und Daniel Vischer (Grüne) blicken auf ihr politisches Wirken zurück und ordnen die neuen linken Kräfte Europas ein.

Von Cédric Wermuth und Claude Gasser (Bild)



In wenigen Wochen geht eure letzte Legislatur zu Ende. Dani, du bist seit 2003 im Parlament, Andi, du schon seit 1991. Hand aufs Herz: Hat sich die Mühe gelohnt?

Vischer: Es ist ein grosses Privileg, auf dieser Ebene Politik gestalten zu dürfen. Das ist mir in den Kommissionen, glaube ich, auch gelungen. Dort hat man mehr Einfluss, als man, von aussen betrachtet, manchmal meint.

Gross: Einer der grossen Vorteile im Parlament besteht darin, dass man sich ja auch in der öffentlichen Debatte Gehör verschaffen kann. Mir ist das bezüglich der Demokratie gelungen. Zudem habe ich dadurch Europa so kennengelernt, wie es sonst nie möglich gewesen wäre.

Ich muss sagen, nach meinen ersten vier Jahren im Parlament bin ich etwas desillusioniert. In vielen Fragen findet gar keine richtige Diskussion mehr statt.

Gross: Das stimmt sicher im Plenum des Nationalrates, mittlerweile sogar auch zu häufig in einzelnen Kommissionen. Ich war 24 Jahre in der Staatspolitischen Kommission (SPK). Früher gab es dort noch echte Debatten über die Probleme der Demokratie und darüber, wie wir die Probleme überwinden können. Da war noch eine echte Mitte da mit Kollegen wie Judith Stamm oder Eugen David. Heute leidet die SPK darunter, dass die Leute vor allem wegen der brutalen Ausländerpolitik da reinwollen. Gerhard Pfister und seine Aargauer CVP-Kollegin haben da keine Differenzen mehr mit der SVP. Mit ihnen gibt es dann auch in Sachen Demokratie keine Reformperspektiven mehr.

Es gibt auch die These, dass wir uns im Parlamentarismus zu stark im Kampf um den bürgerlichen Staatsapparat festbeissen.

Gross: Ein Rückzug brächte gar nichts. Doch es stimmt, die linken Parteien vernachlässigen heute die ausserparlamentarische Arbeit. Bei der SP besteht in der politischen Bildungsarbeit ein Riesendefizit. Bei uns wurde die politische Bildung durch die Kampagnenabteilungen ersetzt. Im Parlament verteidigen wir heute oft die Arbeit des Staates gegen den Versuch, ihn für Partikularinteressen zu instrumentalisieren.

Vischer: Das blendet die radikale Linke oft aus: Es wäre nicht besser ohne Staat, im

Gegenteil. Der Staat ist eben nicht nur einfach ein Klassenstaat, auch er ist widersprüchlich. Unser Kampf geht darum, unseren Pol zu stärken und damit die Funktion des Staates als Schutzmacht der Schwachen und der Minderheiten zu stärken. Das ist ein dauernder Kampf. In den siebziger Jahren haben wir in den Poch den Rechtsstaat als Bourgeoisie-

«Die Fehlanalyse der Linken war es zu glauben, die Schweiz sei aus sich heraus nicht reformierbar.»

sie-Staat verlacht. Als Anwalt und später im Parlament habe ich gemerkt, dass es bei der Verteidigung des Rechtsstaates eigentlich um den Minderheitenschutz geht, um die Verteidigung von sozialen Grundrechten.

Der Angriff auf diesen Rechtsstaat hat die SVP stark gemacht. Wieso ist die Partei gerade in unserer Zeit so stark geworden?

Vischer: Bis in die neunziger Jahre gab es in der Schweiz einen historischen Konsens, teilweise mit, teilweise ohne Sozialdemokraten. Die SVP war eine staatsreue, aber weitgehend marginale Partei. Dieser Nachkriegskonsens umfasste das Bewusstsein, dass es ein gemeinsames Interesse an den Sozialwerken gibt, an der Armee et cetera. Das ging erst nach dem Fall der Mauer zu Bruch.

Das Land steckt also seit diesem Bruch in einer Identitätskrise?

Gross: Nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Schweiz aufgehört, sich die Frage nach ihrem Platz in der Welt zu stellen. Sie richtete sich in einer Nische ein, fremdgeschützt und erträglich. 1990 stellten sich plötzlich zwei Fragen gleichzeitig: die nach der europäischen Integration, die man seit den fünfziger Jahren immer verdrängt hatte, weil sie uns immer an unsere «grausame Klugheit» [Dürrenmatt] während des Krieges erinnerte, zu der wir nie gestanden waren.

Vischer: Von dieser These halte ich gar nichts!

Gross: Das ist mir durchaus bewusst. Sie ist dennoch sehr überzeugend. Denn Dürrenmatt sagte auch, der Kriegsgeneration müssten gar keine Vorwürfe gemacht werden. Wer zwei Millionen Menschen das Leben rette, dürfe durchaus auch unmoralisch handeln. Doch man muss nachher dazu stehen. Jede Europadebatte hätte uns an dieses schlechte Gewissen erinnert. Darum fand die Debatte über Europa nur wirtschaftlich statt. Nun

war 1990 plötzlich diese Nische weg, und die Schweiz stand alleine und unverstanden da. Bis heute haben wir unseren Platz in Europa und der Welt nicht wieder gefunden. Die SVP nutzte das Vakuum, bewirtschaftete die Angst und setzte die Mythen fort, die uns schon zuvor mehr belastet als befreit haben.

Vischer: Ich glaube, diese Analyse stimmt nicht. Ich kritisiere den grün-roten EU-Beitritts-Euphemismus. Ich fand das immer absurd. Es ist eine Fehldiagnose, mit Habermas zu meinen, die EU sei das Zentrum des neuen, aufgeklärten Europa als global ausstrahlender Leuchtturm. Die EU ist letztlich ein neoliberales Projekt. Die Fehlanalyse der Linken war es zu glauben, die Schweiz sei aus sich heraus nicht reformierbar und brauche deshalb Druck von aussen, von der EU. Man meinte, um deinen Begriff aufzunehmen, der Fortschritt der Schweiz gegen die Verschweizerung müsse aus Brüssel eingeflogen werden.

Gross: Völlig einverstanden. Man kann auch den vermeintlichen Fortschritt nicht an der Mehrheit vorbei importieren. Man muss die Menschen immer überzeugen, man kann sie nicht «erwischen». Die Entmachtung der Politik können wir nur überwinden, wenn wir die Demokratie transnationalisieren.

Gibt es denn auch in der Krise eine Perspektive für ein anderes Europa?

Gross: Absolut. Durchgesetzt haben sich vorläufig die Machtübernahme durch die Regierungschefs und die Marginalisierung der Brüsseler Institutionen. Die zweite Position will die europäischen Institutionen stärken. Diese Position ist aber sehr begrenzt. Die Menschen zu Hause in den Staaten sind nicht mehr bereit, weiter Souveränität abzugeben, ohne dass dies mit mehr Demokratie in der EU kompensiert wird. Und die dritte Position will das Vertragswerk durch einen demokratisch verfassten europäischen, föderalistischen Bundesstaat ersetzen. Das ist meine Perspektive, und die wird in den kommenden Jahren noch viel Zustimmung erfahren.

Vischer: Die Griechenland-Krise hat gezeigt, dass es ein Fehler war, zu glauben, es gebe eine südliche Gegenposition zu Deutschland, die es mit Merkel aufnehmen könne. Das war die Fehleinschätzung von Tsipras. Hier hat eben die Osterweiterung die Spielregeln verändert. Die gegenwärtige Situation ist total widersprüchlich: In der Euro-Frage diktiert Deutschland den Griechen die Politik, in der Flüchtlingsfrage sind es



«Man muss die Menschen immer überzeugen»: Vischer (Grüne), Gross (SP).

genau diese beiden Länder, die eine gemeinsame Politik gegen den Rest vorantreiben. In beiden Fällen sehen wir: Wenn sich die EU verändert, muss es letztlich Deutschland wollen. Keines der anderen Länder hat diese Macht!

Die Krise hat seit 2008 auch auf der Linken sehr viel ausgelöst: die Occupy-Bewegung, Erfolge der Linken in Südeuropa, jetzt die Wahl von Corbyn zum Labour-Chef. Gibt es Parallelen zwischen Syriza in Griechenland, Podemos in Spanien und Corbyn in Grossbritannien?

Vischer: Ökonomisch und politisch hat der Neoliberalismus 2008 eine Niederlage eingefahren. Von verschiedenen Seiten gibt es anti-neoliberale Reaktionen. Le Pen und der Front national sind im Grunde auch eine anti-neoliberale Bewegung, wenn auch rassistisch und nationalistisch. Die Programme von Mélenchon und Le Pen überschneiden sich unausgesprochen, wenn es um das ökonomische Modell und gegen die neoliberalen Agenden von Sarkozy und Hollande geht. Das ist übrigens auch der Unterschied zur SVP: Die SVP ist eine nationalistische Partei, die nach wie vor voll auf neoliberale Rezepte setzt. In Europa gibt es einen wachsenden anti-neoliberalen Konsens zwischen links und rechts, der in der Schweiz am wenigsten ausgeprägt ist.

Wir dürfen also an der Hoffnung auf Veränderung festhalten?

Gross: Sicher. Was mich begeistert, sowohl an Syriza als auch an Podemos, ist, dass beide das Demokratieprojekt ins Zentrum stellen und sich bewusst sind, dass dies nur europäisch realisiert werden kann. Die Parallele ist eindeutig: Corbyn, Syriza und Podemos sind ein Protest gegen die Austeritätspolitik und gegen den Neoliberalismus. Und alle drei sind ein Protest gegen die Elitendominanz in ihren Ländern. Was Corbyn jetzt in Grossbritannien an politischer Partizipation einfordert, ist für uns schon lange selbstverständlich. Das ist eine grosse Hoffnung für Europa und für ein anderes Europa.

Ich wollte schon vor drei Jahren Tsipras in die Schweiz einladen. Das stiess damals in der SP auf wenig Begeisterung.

Vischer: Vor allem Syriza und Corbyn stellen eben den Grundkonsens vom christlich-demokratisch-sozialdemokratischen Europa in Frage und letztlich auch die Nato. Es gab doch in den letzten dreissig Jahren nie einen Labourchef, der sich getraut hätte, das transatlantische Bündnis in Frage zu stellen. Gleiches gilt für Syriza: Das war die einzige Regierung, die sich offen gegen Sanktionen gegen Russland stellte. Wenn man die Radikalität dieser Vorschläge nicht versteht, versteht man auch die Bedeutung dieser Umwälzun-

gen nicht. Erstmals sind hier Leute an der Macht oder präsidieren grosse Parteien, die sich nicht mehr als Teil des europäisch-amerikanischen, antirussischen Konsenses verstehen. Das erklärt auch die Ablehnung in Teilen der Schweizer Linken.

Ist denn das, was in Südeuropa passiert, anschlussfähig für die Schweizer Linke?

Vischer: Nein.

Gross: (Gleichzeitig) Ja.

Vischer: Wir sind historisch fähig, uns einerseits Deutschland und andererseits Grossbritannien zuzuwenden, dort fühlen wir uns zugehörig. Es gibt in der Schweiz keine Affinität zu einem südeuropäischen Projekt gegen Kerneuropa. Schliesslich sind wir materiell Teil dieses Kerneuropa.

Gross: Siebzig Prozent des Programms der SP Schweiz deckten sich mit dem, was Corbyn will. Antimilitaristisch sind wir auch, zumindest an der Basis. Was Corbyn in Sachen Service public oder Ökologie fordert, ist bei uns längst Teil des linken Konsenses. Syriza ist ideell genauso anschlussfähig für uns. Wir hätten eine gemeinsame Basis für eine Bewegung für ein anderes Europa.

Lieber Andi, lieber Dani, herzlichen Dank für das Gespräch!

Vischer: Gern geschehen. Eigentlich schade, hat uns die WoZ nicht für dieses Gespräch angefragt. ○



Kein Hightech-Krieg: Abwurf einer un gelenkten russischen OFAB-250-Bombe über Syrien, Oktober 2015.

Putins syrische Fehlkalkulation

Russlands Intervention in Syrien hat die Machtbalance zugunsten des Assad-Regimes verschoben. Wladimir Putins Eingreifen wird neue Flüchtlingswellen auslösen. Und in Syrien werden Tausende neue Dschihadisten aus aller Welt aufmarschieren. Von Kurt Pelda

Es sind Bilder, wie ich sie das letzte Mal in den 1980er Jahren in Afghanistan gesehen habe. Im Tiefflug donnern russische Kampfhelikopter über Dörfer und feuern mit Raketen und Bordkanonen auf alles, was sich bewegt. Fast dreissig Jahre sind vergangen, seit ich die Maschinen vom Typ Mil Mi-24 am Hindukusch im Einsatz gesehen habe. Nun greifen sie ein Sammelsurium von Rebellen und Al-Qaida-Terroristen in den syrischen Provinzen Hama, Idlib und Latakia an. Mit Ausnahme der modernen Suchoi Su-34 operieren am syrischen Himmel ausschliesslich Flugzeuge, die schon in den 1980er Jahren über Afghanistan aktiv waren, nämlich Erdkämpfer vom Typ Suchoi Su-25 und die aus den 1970er Jahren stammenden Su-24-Schwenkflügelbomber.

Die russischen Medien verbreiten das Märchen vom chirurgisch präzisen Schlag gegen die Terroristen des sogenannten Islamischen Staats (IS), und viele westliche Journalisten kolportieren die Propaganda vollkommen unkritisch.

Dabei würde ein Blick auf die Landkarte in Verbindung mit einer genauen Durchsicht der von den Russen veröffentlichten Videos einen ganz anderen Schluss nahelegen. Fast alle russischen Clips zeigen Luftangriffe auf Ziele in den Provinzen Hama und Idlib, wo es nachweislich keinen IS gibt.

Keine Wahl zwischen Assad und dem IS

Das «Kalifat» befindet sich vielmehr weiter östlich und war bisher eine wenig akute Bedrohung für die Machtbasis des Assad-Regimes in Latakia an der Mittelmeerküste. Einige der Ortschaften, die heute von den Russen bombardiert werden, habe ich in den letzten drei Jahren auf meinen Reisen nach Syrien besucht. Ich kenne Menschen, die dort leben, und erhalte von ihnen immer wieder Informationen über den Kriegsverlauf. So erzählt Yussuf von der aufständischen Brigade Ahrar Halfaya über einen Internettelefondienst, dass die Russen vor allem die Freie Syrische Armee (FSA) bom-

bardierten. Ziel seien in erster Linie Einheiten, die von den USA mit Waffen versorgt würden.

Kontrolliert wird das strategisch wichtige Gebiet vor den Toren Latakias und an der Verbindungsstrasse zwischen Hama und Aleppo nicht etwa vom IS, sondern von einem bunten Durcheinander aus Rebellen, das von der ideologielosen, von westlichen Medien häufig als «gemässigt» titulierten FSA über die Salafisten von Ahrar asch-Scham (Freie Männer von Syrien) bis hin zu den Terroristen der Al-Qaida-Filiale Nusra-Front (Unterstützungsfront) reicht. Manche westliche Journalisten, die das heutige Syrien weder kennen noch über die nötigen Waffen- oder Taktikkenntnisse für die Beurteilung der laufenden Offensive verfügen, fallen auf die russische Propaganda herein und geben Putins Sichtweise unkritisch weiter, dass es in Syrien nur die Pole Assad und IS gebe. Dabei lassen sich im Bürgerkrieg nicht nur zwei, sondern mindestens fünf konkurrierende Kampfgruppen aufzählen:

1. — Das Assad-Regime mit seinen Milizen und schiitischen Söldnern kämpft in erster Linie gegen die Rebellen und die Nusra-Front und seltener gegen den IS.
2. — Die Kurden kämpfen im Norden Syriens vor allem gegen den IS und manchmal gegen die Nusra-Front. Alliiert sind sie mit einem Teil der FSA. Unterstützung erhalten sie in erster Linie von den USA.
3. — Der IS kämpft vor allem gegen die Kurden, die Rebellen und die Nusra-Front (al-Qaida). Er gehört also *nicht* zum Al-Qaida-Netzwerk. In einigen Regionen liefert er sich Gefechte mit dem Regime (z.B. Kweiris-Militärflugplatz), während er andernorts still mit dem Regime gegen die Rebellen kooperiert (Nord-Aleppo).
4. — Die Nusra-Front (al-Qaida) hat sich 2014 vom Vorläufer des IS abgespalten. Seither sind die beiden Gruppen erbitterte Feinde, obwohl sie eine vergleichbare dschihadistische Ideologie teilen.
5. — Die Rebellen, unter ihnen FSA-Einheiten und zahlreiche islamistische Gruppen wie Ahrar asch-Scham. Sie kooperieren teilweise mit der Nusra-Front und erhalten vor allem Hilfe aus der Türkei, Saudi-Arabien und Katar. Ausgewählte Gruppen wurden auch von der CIA unterstützt. Während die FSA im Norden geschwächt ist, dominiert sie die Südfront an der Grenze zu Jordanien. Diese Gruppe vereint schätzungsweise 80 000 bis 100 000 Kämpfer.

Es gibt also nicht einfach eine Wahl zwischen Assad und dem IS. Wer sich wie Putin bloss auf kleine Minderheiten wie Assads Alawiten-Sekte (zehn Prozent der Bevölkerung) stützt oder wie die Amerikaner auf die Kurden (ebenfalls rund zehn Prozent), wird das Land nie gegen die Extremisten einen können. Das kann nur gelingen, wenn man die sunnitischen Milizen (fünfte Gruppe) für sich gewinnt, denn die Sunniten stellen rund achtzig Prozent der Bevölkerung.

Unsichtbarer Geist

Sowohl dem IS als auch Assad und Putin sind die sunnitischen Rebellen, die gegen das Regime *und* gegen den IS kämpfen, schon lange ein Dorn im Auge. Auch Putin hat die Zerschlagung dieser Gruppen zum Ziel. Gelänge es ihm nämlich, das Mittelfeld auszuradiieren, bliebe dem Westen nur noch die Wahl zwischen Assad und dem IS. Dann müsste sich der Westen in Putins Allianz mit Assad und dem Iran einreihen. Deshalb lässt Putin auch in erster Linie die FSA bombardieren, obwohl sein Außenminister Lawrow diese noch vor kurzem als einen unsichtbaren «Geist» bezeichnet hat.

Doch die FSA ist kein Geist. Die CIA hat in den letzten Jahren mit saudi-arabischer Hilfe still und leise sogenannte moderate FSA-Einheiten – wobei der Begriff «gemässigt» im syrischen Kontext dehnbar ist – mit amerikanischen Panzerabwehrwaffen vom Typ TOW ausgerüstet. Vor zwei Jahren hat Saudi-

Arabien knapp 14 000 dieser höchst wirksamen Raketen bestellt, und ein Teil davon wurde nach Syrien geliefert. Einige Werfer fielen zwar in die Hände der Nusra-Front, doch blieb der Hauptbestand unter Kontrolle der angeblich nicht mehr existierenden FSA. Genau diese Einheiten richteten damit in den ersten Tagen der syrisch-russischen Offensive ein Massaker unter Assads Panzern an. Offenbar war es den Russen trotz ihrer durchaus modernen elektronischen Aufklärungsmittel nicht

Putin schliesst nahtlos an die wahllosen Bombardierungen des Assad-Regimes an.

gelingen, die genaue Position der TOW-Werfer zu identifizieren. Das liegt auch daran, dass Assads Armee nicht das Know-how besitzt, die russischen Piloten auf spontan auftauchende Ziele wie TOW-Stellungen hinzuweisen und rechtzeitig mit präzisen Zielkoordinaten zu versorgen.

Es sind nicht nur die russischen Flugzeuge, die an den Krieg in Afghanistan erinnern. Abgesehen von moderner Elektronik und ein paar wenigen Marschflugkörpern, setzt Putin kaum Hightech-Waffen ein. Das hätte eigentlich auch westlichen Journalisten auffallen können, wenn sie sich die Bilder von den Bomben unter den Flügeln der in Latakia startenden Su-24 und Su-25 genauer angesehen hätten. Dabei handelt es sich mehrheitlich um billige Primitivbomben vom Typ OFAB-250, deren Entwicklung in die 1950er und 1960er Jahre zurückreicht. Ebenfalls in russischen Videos lässt sich nachverfolgen, dass diese ungelenkten Bomben ihre Ziele häufig verfehlen – ganz anders als die

von den Amerikanern abgeworfenen, viel kostspieligeren Präzisionswaffen.

Die Mi-24-Kampfhubschrauber setzen neben Bordwaffen vor allem ungelenkte Raketen des Typs S-8 ein, die nur zur Bekämpfung von Flächenzielen taugen und aus den 1970er Jahren stammen. Putin führt in Syrien also keinen Hightech-Krieg, sondern schliesst nahtlos an die wahllosen Bombardierungen des Assad-Regimes an, die bereits Millionen von Syrern in die Flucht getrieben haben. Die russischen Luftangriffe töten deshalb auch viele Zivilisten, und das wiederum löst eine weitere Fluchtbewegung aus den bevölkerungsreichen Regionen Idlib, Hama und Aleppo aus. Bis diese Fluchtwelle an die EU-Aussengrenze schwappet, wird es allerdings noch etwas dauern.

Angekündigtes Desaster

Die einzige Bodenoffensive, die sich im Moment gegen den IS richtet, ist jene östlich von Aleppo. Dort sollen Assads Truppen den schon seit langem vom IS belagerten Militärflugplatz von Kweiris befreien. Dies hat den IS aber nicht davon abgehalten, nur dreissig Kilometer weiter nordwestlich bei Aleppo – und unter den Augen der Assad-Soldaten – in einer überraschenden Attacke den Rebellen wichtiges Territorium abzunehmen. Moskau und Damaskus kommt das gelegen, denn gelänge es dem IS, die Nachschubwege der Rebellen von der türkischen Grenze nach Aleppo zu kappen, dann fiel es dem Regime leichter, diese wichtige Stadt zurückzuerobern.

Im Moment kommen jedoch sämtliche Angriffe der syrischen Bodentruppen trotz russischer Luftunterstützung und einer gewaltigen Feuerwalze nur langsam voran. Das liegt auch daran, dass man von einer syrischen Armee eigentlich nicht mehr sprechen kann. Vor wenigen Wochen habe ich die Überreste von Assads Truppen im syrischen Nordosten mit eigenen Augen und aus der Nähe gesehen – ein erbärmlicher Anblick. Assad gehen die Soldaten aus, und die Iraner versuchen, diesen Mangel durch Ausbildung von regimetreuen Milizionären und Anwerbung schiitischer Söldner aus Afghanistan und dem Irak auszugleichen. Ohne verlässliche Bodentruppen werden die Offensiven nach anfänglichen Erfolgen aber schon bald im syrischen Morast steckenbleiben. Und Putins Eingreifen wird weitere Tausende, wenn nicht gar Zehntausende sunnitische Dschihadisten aus aller Welt auf den Plan rufen. Sehr gut möglich ist es auch, dass die Sponsoren der Rebellen neben Panzerabwehrwaffen auch schultergestützte Flugabwehrwaffen liefern, ein Schritt, den die USA bisher verhindern konnten. Kommt es aber zu dieser Eskalation, würden nicht nur russische Piloten in grösserer Zahl abgeschossen, sondern Terroristen könnten solche Raketen abwehren und zum Abschuss ziviler Verkehrsflugzeuge im Westen oder in Russland einsetzen.

Russisch-syrische Offensive

- Regime
- Rebellen / al-Qaida
- IS
- Regime mit Hisbollah
- ➔ Russisch-syrische Angriffe
- ➔ Angriffe des IS



Luftangriffe auf Ziele der Rebellen.

Notruf im Land ohne Grenzen

In der Flüchtlingsdebatte hält Kanzlerin Angela Merkel stur Kurs: «Wir schaffen das!» – Nun meldet sich eine junge Polizistin mit einem aufwühlenden Buch zu Wort. Tania Kambouri schildert eine massive Zunahme alltäglicher Gewalt. Ein Täterprofil steche besonders heraus: jung, männlich, muslimisch. *Von Urs Gehrig*

Kohle, Opel, Nokia – hier in Bochum geht unter, was Deutschland einst nach oben trieb. Und trotzdem rafft sich die Ruhrpott-Stadt immer wieder auf. «Glück auf!», singt Grönmeyer über seine Heimat. «Tief im Westen, wo die Sonne verstaubt, ist es besser, viel besser, als man glaubt.» Oder doch nicht? Eine Bochumer Polizistin setzt nun einen Notruf ab, der gerade Furore macht im ganzen Land.

«Der Respekt ist weg», sagt Tania Kambouri, 32, Kommissarin mit zwölfjähriger Streifenfahrung. «Wir Polizisten erleben bei Einsätzen immer häufiger Pöbeleien, Beleidigungen und kriminelles Verhalten.» Ein Täterprofil steche besonders hervor: «Mit Migranten aus muslimisch geprägten Ländern gibt es die grössten Schwierigkeiten, allen voran mit jungen Männern.»

Von Politik und Justiz fühlen sich Kambouri und ihre Kollegen im täglichen Kampf alleingelassen. Quasi aus Notwehr hat sie ein Buch geschrieben. Ein Weckruf soll es sein. Was sich in ihrem Revier abspiele, sei kein Ruhrpott-Phänomen allein. «Bochum ist überall!», sagt sie. «Deutschland im Blaulicht» heisst deshalb ihr Buch.

Letzten Samstag in Bochum. Tania Kambouri sitzt im Café «Ferdinand» gleich hinter dem Hauptbahnhof und trinkt Pfefferminztee. Draussen vor der Tür ist ihr Revier, Innenstadt, «Bermuda-Dreieck», Einkaufsmeile, Diskotheken, Rotlicht – hier mischt sich die Bevölkerung, die aus aller Welt im staubigen Herzen Deutschlands Arbeit und ein bisschen Glück gefunden hat.

«Reden nicht um den heissen Brei herum»

Kambouri ist selbst Tochter von Einwanderern aus Griechenland. In Bochum aufgewachsen, liebt sie ihre Stadt. Die Leute seien sehr freundlich und direkt. «Hier spricht man frei Schnauze», sagt sie. So hält sie es auch auf Streife. «Wir reden nicht um den heissen Brei herum.» Doch in den letzten Jahren bewirke diese pragmatische Arbeitseinstellung immer weniger. Besonders im Umgang mit muslimischen jungen Männern.

«Sie treten in Gruppen auf und haben diese aggressive Körperhaltung. Sie gehen vor der Streife über die Strasse, heben die Arme und fordern uns heraus: «He, komm schon!» Reagieren wir nicht, werden sie immer frecher. Bei Kontrollen machen sie diese Spielchen, holen ihr Handy hervor, filmen. Das kann rasch gefährlich werden, denn mit dem Telefon mobilisie-

ren sie ihre Kollegen oft schneller, als wir Verstärkung aufbieten können.»

Die Ablehnung als Uniformträgerin könne sie gerade noch hinnehmen, das sehe sie professionell. Aber die Respektlosigkeiten, Beleidigungen und Erniedrigungen, die sie sich als Frau und auch als Ausländerin gefallen lassen müsse, «daran werde ich mich nicht gewöhnen, das toleriere ich nicht».

Im Buch schildert sie einen «Notruf» eines aufgebrachten türkischen Mitbürgers. Als Kambouri mit einer Kollegin bei ihm eintrifft, scheucht er sie davon. «Geht weg, ich brauche eure Hilfe nicht!» – Er ist ausser sich, weil die Polizei so «unverschämt» war, ihm zwei Frauen zu schicken. «Er schrie uns an, er habe Männer verlangt.»

Das Beispiel sei ein mildes, betont Kambouri. Beleidigungen wie «Wichspolizei» oder «Verpiss dich, du Schlampe» seien Alltag geworden. In den Augen von vielen «straffälligen Migranten» aus dem muslimischen Kulturkreis seien Frauen Menschen zweiter Klasse. Meistens werde sie von dieser Gruppe wie Luft behandelt. Bisweilen versuche man, sie zur Komplizin zu machen. «Aufgrund meines südländi-

Aus dem Hilfeschrei ist ein 224 Seiten starker Brandbrief geworden.

schen Aussehens vermuten einige in mir eine Landsfrau.» – «Türk müsün?» – werde sie gefragt. «Bist du Türkin?» – Wenn Kambouri nicht darauf einsteigt, wird sie als «Verräterin» und «Bullenschlampe» beschimpft.

Im Herbst 2013, nach zehn Jahren Dienst, ist ihr der Kragen geplatzt. Sie setzte sich an den Computer und schrieb sich ihre ganze Wut aus dem Bauch. Ein «Hilfeschrei» ist es geworden, gedruckt in der Gewerkschaftszeitung *Deutsche Polizei*. «Das Feedback war gewaltig.» Die Reaktionen der Kollegen von der Nordseeküste bis zum Alpenrand seien «zu 99 Prozent positiv» ausgefallen.

Jetzt sagt sie, was sie im Buch immer wieder betont: Sie habe mit Rassismus nichts am Hut, sie sei ja selbst Migrantin. Die allermeisten Einwanderer würden sich auch durchaus ans Gesetz halten. Aber Political Correctness sei zu einer Fussfessel geworden. Wer die Probleme mit muslimischen Mitbürgern thematisiere, werde sofort der Islamophobie und des Fremdenhasses bezichtigt. «Umso erleichterter

waren viele meiner Kollegen, dass es mir als Griechin möglich war, den Finger in die Wunde zu legen.» Der Brief machte Kambouri im ganzen Land bekannt. Doch geändert habe sich «null».

Letztes Jahr sei der Piper-Verlag auf sie zugekommen. Ob sie nicht ein Buch über ihre Erfahrungen schreiben wolle. Kambouri zögerte. Sie wollte nicht ins Rampenlicht. Dann tat sie es doch. «Ich konnte nicht mehr schweigen.» Anfang Monat ist «Deutschland im Blaulicht» erschienen. Aus dem Hilfeschrei ist



«Bochum ist überall»: Kommissarin Kambouri.

ein 224 Seiten starker Brandbrief geworden. Der Notruf, den man lange nicht hören wollte – jetzt nimmt man ihn plötzlich wahr. Jetzt, da Hunderttausende kommen, vorwiegend junge Männer aus dem islamischen Raum, und da Merkel sagt: «Aufnahmestopp gibt es nicht» und: «Wir schaffen das!»

Neulich war Kambouri zu Gast in der Talkshow «Menschen bei Maischberger». Da haben sie über das grenzenlose Deutschland diskutiert und über die Frage: «Wie verändern Flüchtlinge unser Land?» Mitten in der Sendung kam Kommissarin Kambouri zu Wort. Sie schilderte die täglichen Beleidigungen, die bis zu Tötlichkeiten eskalieren: «Allein im vergangenen Monat wurde ich zweimal verletzt.» Jakob Augstein, Autor der Kolumne «Im Zweifel links» bei *Spiegel* online, zeigte sich unbeeindruckt. «Das ist Ihr Schicksal, das sind Ihre Einzelfälle.» Er packte die verbale Peitsche aus und fuhr ihr übers Maul: «Dieses Gerede, «Es wird

immer schlimmer, immer weniger Respekt, die Gerichte immer lascher», gibt's seit 25 Jahren.» – «If you can't stand the heat, don't go into the kitchen», gab er ihr als Ratschlag auf den Weg.

Kambouri liess den *Spiegel*-Autor kommentarlos in die Kulisse galoppieren. Jetzt, im Café «Ferdinand», sagt sie: «Die Hitze macht mir nichts aus, ich kann auch durch die Hölle gehen.» Gleich nach dem Abitur war sie bei der Polizei eingetreten, zwölf Jahre Dienst hat sie absolviert, zuerst bei der Hundertschaft, in Krawalluniform bei Castor-Transporten, gegen Hooligans und Rocker-Gangs. «Meine Stimme hört man durch die halbe Stadt», sagt sie amüsiert, «ich bin eine dominante Frau.»

Umso mehr kränkt sie die Tatsache, dass ganze Quartiere zu gesetzlosen Revieren geworden sind. «Ich halte viele der heute nicht integrierten Migrantinnen für verloren», sagt sie, «viele von ihnen gefährden sogar unsere Gesellschaft.»

Was Kambouri mit verstörenden Worten schildert, spiegelt sich in den einschlägigen Polizeistatistiken wider. Die Zeitschrift *Focus* zitiert in ihrer neusten Ausgabe einen Polizeibericht, wonach kriminelle Grosssippen verschiedene Stadtteile Duisburgs, eine halbe Autofahrt von Bochum entfernt, mit Raub, Diebstahl und Körperverletzungen tyrannisieren. «In Bremen, Essen oder Gelsenkirchen geben kurdisch-libanesischen Clans den Ton an», schreibt das Magazin. «In Berlin avancieren arabische Gangs inzwischen zu den mächtigsten Gegnern der Sicherheitskräfte.» In der Hauptstadt allein seien im letzten Jahr 2148 Polizisten attackiert worden, fast die Hälfte hätte sich dabei Verletzungen zugezogen.

Archaische Familienstrukturen

Wer diese unangenehme Realität verdränge, wiege sich in «Sozialromantik», klagt Kambouri an. Multikulti hält sie für gescheitert. Jeder solle seine kulturellen Wurzeln pflegen, «Ausgangspunkt jeglicher Diskussion muss aber stets die hiesige Kultur sein, hiesiges Recht und Gesetz», schreibt sie in ihrem Buch. Und fordert damit nichts anderes als das, was bereits für ihre Vorfahren gegolten hat. «Mein Grossvater wohnte zu Beginn in einem Zimmer, das er mit zwei anderen teilte. Er arbeitete Nachtschicht in einer Wurstfabrik und war dankbar, dass er einen Job hatte.»

Heute laufe es allzu oft umgekehrt. Die Herkunftskultur werde auf die Kinder tradiert und in die Öffentlichkeit getragen. Am deutlichsten zeige sich das im Frauenbild junger muslimischer Männer. «Nichtmuslimische Frauen als Schlampen, Huren oder Nutten zu bezeichnen, hat sich schon bei den Jüngsten durchgesetzt.» Nach Ansicht Kambouris liegt dieses Verhalten «in archaischen Familienstrukturen, im Patriarchat, in der Unterdrückung der Frauen, in autarken Parallelgesellschaften, die den deutschen Staat nicht nur überflüssig machen, sondern zum Hindernis erklären».

Sie werde nicht zulassen, «dass die Gleichberechtigung, die sich die Frauen hier in unserer Gesellschaft mühsam erkämpft haben, eingeschränkt, umgangen oder gar aufgehoben wird», schreibt sie in ihrem «Notruf».

Ohne «ernsthafte Sanktionen» für Straftäter sei dies nicht zu schaffen, ist sie überzeugt. Dafür zuständig seien Politik und Justiz. «Sobald als möglich will ich wieder aus den Medien verschwinden», sagt sie. Zurück in ihr Revier, wieder Streife fahren. Bis es so weit ist, könnte es noch etwas dauern. Kambouris Buch wird nächste Woche auf Platz 2 der *Spiegel*-Bestsellerliste einsteigen, teilt der Buchverlag mit. Die zweite Auflage sei im Druck.



Tania Kambouri: Deutschland im Blaulicht – Notruf einer Polizistin. Piper. 224 S., Fr. 21.90



«Eine Gesellschaft, die sich nur um ihre eigenen, hedonistischen Interessen sorgt, ist eine sehr gefährliche Gesellschaft»: Pride London, 2013.

«Die Freiheit des Gestikulierens»

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – die Werte des Westens galten lange als unverzichtbar für die ganze Welt. Inzwischen hätten sie an Anziehungskraft verloren, sagt der frühere Putin-Berater Wladimir Jakunin. Wer die westliche Moral angreife, sei erledigt. *Von Wolfgang Koydl und Salvatore Vinci (Bild)*

Bis vor kurzem gebot er über ein Millionenheer von Angestellten und über einen Milliardenhaushalt. Ausserdem hatte er das Ohr des Präsidenten: Als Chef der russischen Eisenbahnen und langjähriger Vertrauter von Wladimir Putin war Wladimir Jakunin einer der einflussreichsten Männer Russlands. Seit Anfang August ist der 67-jährige Privatmann – wobei sich die Spekulationen überschlugen, ob er gefeuert wurde und falls ja, warum. Er selbst betont, dass er freiwillig aus dem Amt schied, weil

er es etwas ruhiger angehen lassen will. Vor allem möchte er sich mehr seiner tief konservativ geprägten Stiftung Dialog der Zivilisationen widmen, die nach alternativen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modellen sucht. Einmal im Jahr treffen sich Hunderte von Politikern, Wissenschaftlern und Medienvertretern zu diesem Zweck an einem symbolträchtigen Ort: auf der griechischen Insel Rhodos. Mehr als 200 Jahre lang war sie das Zentrum des Kreuzritterordens der Johanniter.

Herr Jakunin, warum hat Russland so lange gewartet, bis es in Syrien intervenierte? Die strategische Bedeutung des Landes für Moskau ist ja nicht neu.

Zunächst einmal möchte ich sagen, dass das, was wir in westlichen Medien über die angeblichen Absichten Moskaus erfahren, sehr wenig mit den Tatsachen zu tun hat. In der russischen Öffentlichkeit gab es nie die Forderung, Russland solle in Syrien oder anderswo intervenieren. Doch letztthin hat sich die Lage im Irak, in Syrien, in Libyen



Ich will hier nur auf die Reaktionen mehrerer führender europäischer Politiker verweisen, die sich sehr unzufrieden darüber gezeigt haben, welches Ausmass das Problem bereits angenommen hat und wie man bisher versucht hat, damit umzugehen. Der ehemalige österreichische Bundeskanzler Alfred Gusenbauer hat es auf unserer Tagung stellvertretend für viele gesagt: Europa wird nicht in der Lage sein, die Probleme anderer Kontinente zu lösen. Eines verstehe ich überhaupt nicht: Warum schliessen sich die USA, Europa und andere nicht zusammen, um den kriminellen Menschenschmugglern das Handwerk zu legen, die verzweifelten Menschen die letzten Er-

«Der westlichen Welt droht dasselbe Schicksal wie dem sozialistischen System.»

sparnisse aus der Tasche ziehen und sie auf eine lebensgefährliche Reise schicken? Ich weigere mich, zu glauben, dass man mit den Mitteln, die den Geheimdiensten und den Streitkräften dieser Länder zur Verfügung stehen, diese Umtriebe nicht stoppen kann. **Syrien ist nur ein Beispiel für die Instabilität auf der Welt. Was steckt Ihrer Meinung nach hinter dieser globalen Unruhe?**

Man muss sehen, dass diese Regionen schon instabil waren. Nun ist es so, dass sich Veränderungen entweder evolutionär entwickeln oder revolutionär. So wie es aussieht, mag niemand Revolutionen. Aber wenn sich jemand von aussen in diese sehr schwierigen evolutionären Prozesse anderer Nationen einmischt, dann sollte er die Verantwortung für die Folgen seines Tuns übernehmen. Wenn diese Einmischung die Form militärischen Eingreifens annimmt, steigt diese Verantwortung dramatisch an.

Aber Russland tut nun gerade dies: Es interveniert militärisch in Syrien.

Ja, aber Russland verfolgt nicht das Ziel, eine revolutionäre Veränderung in diesem Land herbeizuführen, sondern versucht, den Status quo zu bewahren, indem es die legitime Regierung in Damaskus unterstützt.

Sie gehen auf Zehenspitzen um den Verantwortlichen für die gefährliche Politik der Einmischung herum. Welches Land ist es denn, das sich einmischt? Es ist ja nicht nur Russland, das in diesem Zusammenhang mit dem Finger auf die USA zeigt. In Moskau unterstellt man sogar, dass Washington konkret eine Politik des «kontrollierten Chaos» verfolgt. Demnach zetteln die USA geplant und gezielt Unruhen an.

Als Präsident der Organisation Dialog der Zivilisationen kann ich keinen einzelnen Staat oder eine Gruppe konkret beim Namen nennen. Ganz abgesehen davon, dass ich

über keine objektiven, gesicherten Informationen verfüge. Aber es gibt schliesslich zahlreiche Hinweise darauf, dass einige dieser Entwicklungen geplant waren. Es gab in verschiedenen Ländern grosse Demonstrationen. Und irgendjemand unterstützte sie materiell, organisatorisch und ideell. Lesen Sie, was Richard Haass, der Präsident des amerikanischen Council on Foreign Relations, geschrieben hat: «Die heutige Lage ist die Folge unserer früheren Fehler.»

Lassen Sie uns über das westliche System sprechen. In Sowjetzeiten gab es den Witz von einem Parteifunktionär, der von einem Besuch der USA in die UdSSR zurückgekehrt ist und vor den Genossen über den «Todeskampf des Kapitalismus» referiert. «Und», verlangt einer im Publikum zu wissen, «wie sieht denn das konkret aus?» – «Es ist ein schöner Tod», seufzt der Apparatschik. Heute ist die Krise des Westens greifbar, und die Lage sieht alles andere als schön aus.

Das ist offensichtlich. Darin sind nicht nur wir beide uns einig, das bestätigten zahlreiche internationale Wissenschaftler, Denker und Politiker.

Was sind die Gründe für diese Krise?

Die wichtigsten Gründe standen schon in dem Buch des russischen Ökonomen und Mathematikers Mark Golansky «Was die Welt 2015 erwartet», geschrieben 1987. Sein Werk war in der Sowjetunion lange verfemt, weil er den Untergang des sowjetischen Systems voraussagte. Gleichzeitig beschäftigte er sich aber auch mit der Zukunft des globalen neoliberalen kapitalistischen Systems. Er prophezeite, dass sich das west-



«Das bestehende System ist eine Ikone»: Jakunin.

dramatisch verschlechtert. Dazu kam der Strom von Flüchtlingen aus dieser Region. Die russische Führung, die die Ursachen für die Zerstörung dieser Länder kannte, musste die Interessen der russischen Bevölkerung schützen und verteidigen.

Inwieweit waren russische Bürger an Leib und Leben vom Krieg in Syrien bedroht?

Falls die Terroristen des Islamischen Staates Erfolg haben – wohin werden sich seine Kämpfer anschliessend wenden? Nach Westeuropa, nach Osteuropa und nach Russland, und hier speziell in den Kaukasus. Da geht es um die Sicherheit und um den Schutz der russischen Bevölkerung.

Die grosse Masse der Flüchtlinge wählt vorerst den Weg nach Europa. Wie beurteilen Sie Europas Reaktion auf die Flüchtlingskrise?

liche System mehr und mehr dem sozialistischen Verteilungssystem annähere. Nach seiner Überzeugung verschwindet in einer globalen Wirtschaftsordnung mit immer weniger und immer grösseren Akteuren die Wettbewerbsfähigkeit, weil es keine Konkurrenz, keine Herausforderung mehr gibt. Daher drohe der westlichen Welt dasselbe Schicksal wie dem sozialistischen System. Ich kann nicht sagen, ob das stimmt. Ich kann nur sagen, dass er recht hatte mit seiner Vorhersage des Kollapses des sowjetischen Systems. Ich finde, dass sich unsere Gesellschaften und Nationen mehr Sorgen über die wirkliche Zukunft machen sollten und nicht über eine Zukunft, die von manchen als unausweichlich, als alternativlos beschrieben wird: nämlich als weltweiter Triumph des bestehenden neoliberalen Systems.

Wir im Westen sind seit Generationen in der Überzeugung gross geworden, dass nur dieses System imstande ist, allen Menschen Wohlstand, Freiheit und Glück zu bringen. Was soll an diesen Segnungen schlecht sein?

Ich bin kein Angehöriger der westlichen Gesellschaft. Sie müssen schon selber entscheiden, ob Sie diese Art von Freiheit wirklich geniessen. Wenn ich mich mit Freunden im Westen über andere Gesellschaftsmethoden, über alternative Werte und so weiter unterhielt, dann fand ich sie immer sehr offen für andere Meinungen. Aber wenn ich sie fragte, warum man in westlichen Zeitungen, in westlichen Fernsehsendungen nie etwas von alternativen Modellen liest oder hört, antworteten sie: «Das ist unmöglich. Wenn du darüber redest, macht man dich fertig.» Das beste-

hende System, die bestehende Moral – sie sind eine Ikone. Wer dieses System herausfordert, der wird verstossen. Ich erinnere mich an eine Geschichte, die mir jemand von der Tochter seines Freundes erzählte. Es war nach dem Anschlag auf die Redaktion des Satiremagazins *Charlie Hebdo*. Die Tragödie wurde in allen französischen Schulen besprochen. Dieses Mädchen fragte den Lehrer, ob die Zeitung mit den Karikaturen die Bluttat nicht herausgefordert habe. Daraufhin wurden ihre Eltern in die Schule zitiert, wo man ihnen mitteilte, dass sie ihre Tochter aus der Schule nehmen müssten, wenn sie solche Ansichten noch einmal vertreten würde.

Das klingt nach Sowjetunion in den dreissiger Jahren.

Es ist noch gefährlicher, denn der Westen steht für die Entwicklung demokratischer Gesellschaften und für die Meinungsfreiheit. Mit einem solchen Verhalten aber zieht er seine eigenen Werte, seine eigene Raison d'être in Zweifel.

Sie haben von der Gefahr gesprochen, dass westlicher Individualismus zu einer «Atomisierung des Einzelnen» führt. Was meinen Sie damit?

Wir müssen zwischen Liberalismus und Neoliberalismus unterscheiden. Liberalismus steht für Menschenrechte, Demokratie und den Schutz der Rechte des Einzelnen gegenüber dem Staat. Das neoliberale Modell aber beruht darauf, dass sich der Staat aus allen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen zurückzieht. Gleichzeitig bringt man der Jugend bei, dass die Wünsche und Bestrebungen des Einzelnen das wichtigste Motiv im Leben sind. Was mir dabei fehlt, ist das Wort Verantwortung. Das höre ich in diesem Zusammenhang nie. Es gibt eine Anekdote über ein Gerichtsverfahren während der Französischen Revolution. Ein Mann wurde beschuldigt, einem anderen auf die Nase geschlagen zu haben. Er verteidigte sich, dass er nur gestikuliert habe. Der Richter entschied: Die Freiheit des Gestikulierens endet dort, wo die Nase des anderen beginnt. Eine Gesellschaft, die aus atomisierten Individuen besteht, die sich nur um ihre eigenen, hedonistischen Interessen sorgen, aber kein Verantwortungsgefühl besitzen, ist eine sehr gefährliche Gesellschaft. Das ist eine Gesellschaft, in der jemand, der Hilfe braucht, keine Hilfe bekommt. Der Staat stiehlt sich aus der Verantwortung, und die Menschen kümmern sich nicht um ihre Mitmenschen. Wir müssen verstehen, dass der Mensch ein soziales Wesen ist. Niemand kann alleine leben. Wir müssen erkennen, dass unsere Freiheit dort endet, wo die Freiheit des anderen beginnt – so wie mit der gerade erwähnten Nase.

Gibt es einen spezifisch russischen Beitrag zu dieser Debatte, etwas, was nur Russland aufgrund seiner besonderen Erfahrungen und seiner besonderen Geschichte beitragen kann?

Russland steckt noch mitten in einer schwierigen Transformation, die der Gesellschaft grosse Probleme bereitet. Aber ich glaube, was die Politisierung und Radikalisierung

«Was die Radikalisierung des Islam betrifft, kann Russland der Welt eine historische Lektion erteilen.»

des Islam betrifft, kann Russland der Welt eine historische Lektion erteilen. Russland ist ein Land, in dem mehr als 200 verschiedene Nationalitäten mit verschiedenen Konfessionen ohne Zwischenfälle friedlich zusammenleben.

Ganz ohne Probleme lief das aber nie ab. Nehmen Sie nur den Kaukasus, Tschetschenien.

Das ist richtig, aber obwohl es tragische Fälle gab, funktioniert das Zusammenleben im Grossen und Ganzen sehr gut.

Wir stecken mitten in einer Auseinandersetzung mit dem politischen Islam. Werden wir im Rahmen dieses Konfliktes auch selber wieder religiöser?

Das ist eine schwierige Frage. Auf alle Fälle sollten wir vermeiden, dass aus einer Religion eine politische Ideologie wird. Das ist gefährlich. Hier liegt der Unterschied zwischen Islam und Islamismus. Bei Letzterem handelt es sich nicht um eine Religion, sondern um politisch motivierte Handlungen, die sich mit islamischen Phrasen schmücken. Religionen sollten einander nicht bekämpfen, um eine vermeintlich neue Welt zu schaffen. Diese Zeiten sind vorbei.

Hatte Samuel Huntington letztlich doch recht mit der These vom «Zusammenstoss der Zivilisationen»?

Er hatte insofern recht, als die Zivilisationen auf verschiedene Historien, Traditionen und Religionen zurückblicken. Wer das ignoriert, der riskiert einen grossen Konflikt. Huntington meinte vielleicht, dass dieser Zusammenstoss unausweichlich ist. Aber manche haben seine These vielleicht so ausgelegt, dass man diesen Clash verhindern kann, wenn man vorbereitet ist, indem man Truppen hierhin und dorthin entsendet. Aber die jüngste Geschichte hat eines gezeigt: Keine Armee, keine Luftwaffe, keine Marine kann eine Idee bekämpfen. Man kann nur auf der Basis von Argumenten miteinander reden.

Kann man sich wirklich mit jemandem wie dem IS an einen Tisch setzen und reden?

Ich fürchte, dass der richtige Augenblick dafür verpasst wurde. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Wahlen**
Wählen Sie KMU geprüfte Kandidaten
- **Gotthard-Sanierungstunnel**
Zweite Röhre ist Bedingung für pünktlichen Nord-Süd-Handel
- **Baubranche**
Bauverbände korrigieren mit Kampagne ihr Image

www.gewerbezeitung.ch

Schnupperfahrt und Tulpenblüte auf dem Rhein mit luxuriöser MS Antonio Bellucci ❄️❄️❄️❄️



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 550.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Reise 1: Basel–Breisach–Strasbourg–Basel Schnupperfahrten durchs Elsass 2015 3 Tage ab Fr. 290.- (Rabatt Fr. 100.- abgezogen, Hauptdeck)

1. Tag Basel–Breisach Ind. Anreise und Einschiffung ab 11.00 Uhr. Abfahrt und Mittagessen. Im Laufe des Nachmittags Kabinenbezug. Ab 16.00 Uhr Willkommens-Apéro. Museumsbesuch und Führung durch den Gewölbekeller der Geldermann Privatsektellerei in Breisach. * Rückkehr zum Schiff und 4-Gang Nachtessen. **2. Tag Breisach–Strasbourg** Brunch von 08.00–11.00 Uhr. Stadtrundfahrt-/gang. * Freie Zeit und Rückkehr an Bord. Das Highlight dieser Schnupperfahrt ist das 6-gängige Galadinner mit kleiner, aber feiner Crewshow. **3. Tag Strasbourg–Basel** Nach dem Frühstücksbuffet um ca. 09.00 Uhr Ankunft. Ausschiffung und ind. Heimreise.
** im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar
Programmänderungen vorbehalten*

Abreisedaten 2015 Es het solangs het Rabatt

| | | | | | | | | | |
|--------|-----|---------|-----|---------|-----|---------|-----|--------|-----|
| 26.10. | 100 | 05.11. | 150 | 13.11. | 100 | 21.11. | 100 | 11.12. | 100 |
| 28.10. | 100 | 07.11. | 100 | 15.11.° | 150 | 23.11.° | 200 | 17.12. | 150 |
| 01.11. | 150 | 09.11.* | 200 | 17.11.° | 200 | 25.11.° | 200 | 19.12. | 100 |
| 03.11. | 200 | 11.11.* | 200 | 19.11. | 150 | 29.11. | 150 | | |

an allen Daten nur noch wenige Kabinen verfügbar

* Lesung mit Roland P. Poschung

° mit Musiker Rob Bartha

29.11.–19.12. mit Weihnachtsmarkt in Strasbourg

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit französischem Balkon



Reise 2: Basel–Amsterdam–Basel zur Tulpenblüte 2016 9 Tage ab Fr. 1040.- (Rabatt Fr. 550.- abgezogen, HD hinten)

1. Tag Basel Ind. Anreise. Einschiffung ab 16.00 Uhr. Um 17.00 Uhr heisst es «Leinen los!» **2. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt* und Altstadt Rundgang. **3. Tag Königswinter** Passage Loreley. Ausflug* Schloss Drachenburg mit Besichtigung. **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Vormittags Ausflug* Mühlen von Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Nachmittags Stadt- und Hafenrundfahrt* durch Rotterdam. **5. Tag Amsterdam** Am Morgen Ausflug* Keukenhof mit seiner einmaligen Blumenpracht (ab 13.08. Ausflug zur Insel Marken). Nachmittags Grachtenfahrt. * **6. Tag Duisburg** Ausflug* Zollverein (UNESCO-Weltkulturerbe). **7. Tag Rüdeshheim** Vormittags Schifffahrt «Romantischer Rhein» mit Loreley. Fahrt mit Winzerexpress* zum Weingut A. Störzel mit Weinprobe. **8. Tag Baden-Baden** Ausflug* nach Baden-Baden. Ab Kehl Weiterfahrt in Richtung Basel. **9. Tag Basel** Ausschiffung und ind. Heimreise.
** im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar
Programmänderungen vorbehalten*

Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

| | | | | | | | |
|--------|-----|--------|-----|--------|-----|--------|-----|
| 24.03. | 550 | 17.04. | 250 | 11.05. | 250 | 29.08. | 250 |
| 01.04. | 450 | 25.04. | 250 | 13.08. | 250 | 06.09. | 250 |
| 09.04. | 350 | 03.05. | 250 | 21.08. | 250 | | |

Abfahrten bis 11.05. mit Besuch Keukenhof

Ab 13.08. Ausflug Insel Marken

Keukenhof



- Beliebt und bewährtes Luxusschiff
- Bequem ab/bis Basel
- Faszinierende Städte und Orte

MS Antonio Bellucci*****

Luxusschiff mit Platz für 141 Gäste. Alle Kabinen sind mit Dusche/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und individuell regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. Die Kabinen auf Mitteldeck und Oberdeck (15 m²) verfügen über franz. Balkon und zusätzlich Tisch und zwei Sessel (ausser Mitteldeck hinten). Die Kabinen auf dem Hauptdeck (13 m²) haben kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Bordausstattung: Foyer mit Réception, Shop, grosszügiges Restaurant, grosser Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool (nicht in Betrieb während den Schnupperfahrten), Liegestühlen und Sonnenschirmen. Gratis WLAN. Lift zwischen Mitteldeck und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

| 2-Bettkabine | Reise 1 | Reise 2 |
|---|---------|---------|
| Hauptdeck hinten | 340 | 1590 |
| Hauptdeck | 390 | 1690 |
| Mitteldeck hinten mit franz. Balkon | 440 | 1890 |
| Mitteldeck mit franz. Balkon | 490 | 1990 |
| Oberdeck hinten mit franz. Balkon | 540 | 2090 |
| Oberdeck mit franz. Balkon | 590 | 2190 |
| Suite Oberdeck mit franz. Balkon | 890 | 2790 |
| Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck | 190 | 290 |
| Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck | 290 | 890 |
| Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck* | 390 | 990 |
| Ausflugspaket (2/9 Ausflüge) | 39 | 290 |
| Annulations-/Extrarückreiseversicherung | 34 | 59 |

* Suite nicht zur Alleinbenutzung möglich

Inklusive Kreuzfahrt, Vollpension (Reise 2), Mahlzeiten gemäss Programm (Reise 1).

Weitere Details sowie Menü-Karte (Reise 1) siehe Internet oder Flyer.

Online navigieren
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel ✨

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch



Essay

Warnung vor der Tyrannei

Viele Menschen in Deutschland wagen es nicht mehr, offen ihre Meinung zu äussern, weil sie wissen, welche Keulen gegen sie eingesetzt werden, wenn sie vom vorherrschenden Narrativ abweichen. Diese politische Kultur der Angst ist schlicht undemokratisch. *Von Bassam Tibi*

Manche Schweizer Leser könnten fragen, warum dieser Artikel über das Nachbarland, meine Wahlheimat Deutschland, mit einem Rückgriff auf meine ursprüngliche Heimat, Syrien, beginnt. Viele Leser in der Bundesrepublik werden sich jedoch darüber freuen, dass ein Migrant aus Syrien den Mut aufbringt, Deutschland mit Syrien in Hinblick auf die Kultur der Angst zu vergleichen. Meine ursprüngliche Heimat Syrien stand im 19. Jahrhundert unter türkisch-osmanischer Herrschaft, das heisst, unter einer Spielart der orientalischen Despotie. Der syrische Denker des 19. Jahrhunderts, Abdul Rahman al-Kawakibi, entfloh der Herrschaft des türkischen Sultans Abdülhamid und ging nach Kairo, wo er sein historisches Werk «Taba'i' al-Istibdad» (Wesensmerkmale der Tyrannei) schrieb. Zu Recht beklagte er sich über die Kultur der Angst, mit der sich die Tyrannei durchsetzt. Ich beobachte mit Sorge, wie sich eine vergleichbare Kultur der Angst aus der Tyrannei der herrschenden Meinung in Deutschland heute durchsetzt.

Parallelen zu Syrien

In diesem Zusammenhang möchte ich auch mit Hilfe eines grossen europäischen Denkers des 19. Jahrhunderts, John Stuart Mill, behaupten, dass diese Tyrannei keine Eigenart orientalischer Despotie ist. Auch in einer Demokratie kann Tyrannei auftreten. Deshalb fordert Mill in seinem Klassiker «On Liberty», im Namen der Freiheit den «Schutz vor der Tyrannei der herrschenden Meinung und Gesinnung» zu garantieren. Dieses Werk wurde nach dem Sieg über die Hitler-Diktatur 1945 in Zürich (Pan-Verlag) in einer deutschen Übersetzung veröffentlicht und in Deutschland verbreitet als Beitrag zur Demokratisierung der politischen Kultur. Mill konstatiert gleich zu Beginn, dass das Recht auf Redefreiheit erfordere, dass die vorherrschende Meinung «nicht berechtigt ist, eine Person mundtot zu machen [...] und] zum Schweigen zu verdammen». John Stuart Mill weiss, dass die Mittel zu dieser Unterdrückung unterschiedlicher Natur sein können. In Syrien gibt es Gefängnisstrafen für abweichende Meinungen – in der heutigen Bundesrepublik gibt es die Angst davor, in eine Kategorie der *outcasts* der Rechten eingeordnet zu werden, mit der Folge, ausgegrenzt zu werden. Die Ausgrenzungsmittel beginnen mit der Beschuldigung

des «Populismus», steigern sich zum Vorwurf des «Rechtspopulismus» beziehungsweise jenem, «rechtsradikal» zu sein.

Als syrischer Migrant in Deutschland weiss ich, was offene und verdeckte fremdenfeindliche Diskriminierung ist. Die Meinungsfreiheit, für die ich hier eintrete, gilt nicht für Rassismus und Volksverhetzung. Ich schreibe diesen Artikel im Bewusstsein, dass jeder fremdenfeindliche Rechtsradikalismus ein Verbrechen gegen die Menschheit ist. Es ist jedoch unfair, die Ängste normaler Bürger vor den sozialen und

Die Alternative zum Extrem der Fremdenfeindlichkeit ist nicht die Idealisierung des Fremden.

gesellschaftspolitischen Folgen des Zustroms von zirka einer Million Armuts- und Kriegsflüchtlingen allein im Jahr 2015 mit dem generellen Vorwurf der Fremdenfeindlichkeit zu belegen. Demokraten müssen eine ideologiefreie Diskussion über diese Ängste zulassen und diesbezüglich einräumen können, dass nicht alle Flüchtlinge politisch Verfolgte sind, sondern dass auch Armutsflüchtlinge kommen. Diese bringen auch die politischen Konflikte ihrer Herkunftsländer mit. Wenn man den Menschen verbietet, frei darüber zu reden, dann springen wirklich Rechtsradikale und Neonazis ein und nutzen wie Rattenfänger ihre Chance auf Mobilisierung.

Diese folgenreiche Gefahr können Demokraten nur durch die Gewährung des Rechts auf Redefreiheit unterbinden. Die Zustimmung zur Nulltoleranz gegenüber rechtsradikaler Gewalt darf nie eine Einschränkung der Redefreiheit bedeuten. Grosse Teile der unbescholtenen Bevölkerung durch die von linken und grünen Meinungsmachern durchgesetzte Kultur der Angst in Haft zu nehmen, ist jeder Demokratie fremd.

Mit anderen Worten: In diesem Artikel kritisiere ich nicht nur die grenzenlose Zuwanderung nach

Europa, sondern auch rechtsradikale Fremdenfeindlichkeit und die linke Ideologie. Beide Ideologien, die rechte und die linke, gefährden die Redefreiheit als ein Recht, ohne dessen Anerkennung keine Gesellschaft beanspruchen kann, offen und zivil zu sein. Die Alternative zum Extrem der Fremdenfeindlichkeit ist nicht das Gegenextrem der Idealisierung des Fremden. Unter den Leuten aus meiner Heimat Syrien, die nach Deutschland flüchten, befinden sich auch manche, die zuvor ihre Nachbarn ermordet haben – nicht alle sind Engel, Ingenieure und hochgebildete Akademiker, wie deutsche Medien suggerieren.

Auch Merkel wurde diffamiert

Ich habe als Migrant mit arabisch-muslimischen Wurzeln und auch semitischem Hintergrund mit vielen Deutschen gesprochen, die Demokraten sind und von denen ich sicher bin, dass sie nicht als Rechtsradikale verdächtigt werden können. Sie haben Angst davor, offen ihre Meinung äussern, eben weil sie wissen, welche Keulen gegen sie eingesetzt werden, wenn



Wer die Euphorie nicht teilt, wird abgestempelt: Rockkonzert

sie vom vorherrschenden Narrativ abweichen. Viele Menschen mit Migrationshintergrund wie ich – 20 Prozent der deutschen Wohnbevölkerung – haben durchaus ähnliche Ängste.

In dieser Atmosphäre müssen sich selbst die Vertreter der regierenden Klasse in Acht nehmen. Um dies zu illustrieren, beginne ich mit der Bundeskanzlerin selbst, die Opfer der beklagten Kultur wurde: Beim Besuch einer Schule brachte Angela Merkel gegenüber einer verzweifelten palästinensischen Flüchtlingschülerin volles Verständnis für deren Schicksal auf, fügte jedoch den politisch unkorrekten Satz hinzu: «Wir können nicht alle Tausende aus den palästinensischen Flüchtlingslagern aufnehmen.» In den Medien wurden die Worte des Verständnisses gestrichen – es blieb der aus dem Kontext gerissene Satz übrig. Der Bundeskanzlerin wurde «menschliche Kälte und Herzlosigkeit» sowie mangelndes Verständnis für die Flüchtlinge vorgeworfen. Sie wurde diffamiert.

Ein anderes Beispiel ist der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer, der angesichts der steigenden Migration – bis Ende 2015 wird Deutschland gemäss Bundesamt für Migration rund eine Million Menschen aus aller Welt aufnehmen – öffentlich sagte: «Wir haben die Grenzen der Aufnahmefähigkeit erreicht.» In den ARD-Nachrichten durfte daraufhin ein Politiker der Partei Die Linke ohne Widerspruch (man denke an die Herkunft dieser Partei) Seehofer als Rassist diffamieren. Auch das ZDF versuchte, Seehofer mit Zitaten («Deutschland ist nicht das Sozialamt der Welt») zu verfemen. Seehofer wehrte sich mit dem Hinweis, dass solche Zitate kontextfrei zi-

tiert wurden. Was ist rassistisch an der Feststellung einer begrenzten Aufnahmekapazität?

Ein drittes Beispiel ist der deutsche Innenminister Thomas de Maizière, der im Fernsehen sagte: «Wir können nicht jeden, der sich ins Mittelmeer begibt, aufnehmen.» Am nächsten Tag liessen die Medien verlauten, dass de Maizière «mit solchen Aussagen seine Eignung für eine Kanzlerkandidatur» verwirke. Der Minister lernte schnell. Sein Kommentar über die Tausende von Migranten, die mangels Wohnraum in Zelten aufgenommen werden mussten, lautete nun: «Wir sind gefordert, nicht überfordert.» Er wiederholte diese inhaltlich falsche Aussage mehrfach wie ein Musterschüler. Dabei klagten deutsche Kommunen darüber, dass sie weit mehr als überfordert seien.

Deutschland hat eine Wohnbevölkerung von über 80 Millionen. Zwanzig Prozent dieser Wohnbevölkerung hat Migrationshintergrund, als ein in Damaskus geborener Syrer gehöre ich dazu. Es macht keinen Unterschied, ob diese Menschen einen deutschen Pass besitzen oder nicht. Anders als Frankreich oder die USA hat Deutschland keine Tradition von *citoyenneté/citizenship*. Wir gelten als «Passdeutsche» (in meinem Fall: «Syrier mit deutschem Pass»). Die Tatsache dieser wackligen Einbindung in das deutsche Gemeinwesen veranlasst uns Menschen mit Migrationshintergrund, uns um unsere Integration zu sorgen, wenn die Stimmung von verordneter Fremdenliebe in Fremdenfeindlichkeit kippt. Viele Deutsche, die mit mir – stets hinter vorgehaltener Hand – sprechen, klagen über Zukunftsängste und Unsicherheit. Wie kann ein im Vergleich zu den USA kleines

Land wie Deutschland in einem Jahr eine Million Menschen aufnehmen, ohne ein Konzept der Integration, ohne eine Infrastruktur der Einbindung zu haben? Viele der Armutsflüchtlinge können beruflich nicht eingegliedert werden. Selbst die USA nehmen nicht eine Million Menschen pro Jahr auf. Über die entsprechenden gesellschaftspolitischen Folgen frei zu sprechen, ist auch im Interesse der Deutschen mit Migrationshintergrund. Jedoch verbieten es Meinungsherrscher, diese Probleme beim Namen zu nennen.

Demokratie ist Angstfreiheit

Es wird von den Medien eine allumfassende Harmoniekultur vorgeschrieben, die jeden verfemt, der nicht mitmacht. Ich bin selbst fremd und ein Migrant sowie ein ehemaliger Achtundsechziger und Linker. Auch ich habe Angst, wenn ich in meiner deutschen Ersatzheimatstadt ethnisch zusammengesetzte Jugendbanden von Zuwan-

derern aus meiner Heimat sehe – denen ich aus dem Weg gehe.

Die sachliche Debatte muss von dieser Sachlage ausgehen: Es gibt eine globale Fluchtbewegung. Auf dem Weltflüchtlingstag in Berlin am 20. Juni dieses Jahres wurde die Zahl von weltweit 56 Millionen Flüchtlingen bekanntgegeben. Einige Monate später ist diese Zahl auf 60 Millionen geklettert. Einige Millionen von ihnen wandern illegal nach Europa ein, hauptsächlich über zwei Routen: erstens über den Balkan, aus der Türkei und Griechenland kommend, zweitens aus Libyen über das Mittelmeer nach Italien. Diese illegalen Zuwanderer geben offen Deutschland als Ziel an, weil weltweit bekannt geworden ist, dass dieses Land parallel zur Zuwanderung eine Aufnahme in das großzügige Sozialsystem ermöglicht.

Das zentrale Problem sind nicht die kriminellen Schleuserbanden, sondern Deutschland selbst, das weder ein Einwanderungskonzept noch eine Strategie für den Umgang mit Flüchtlingen hat. Es sei klargestellt: Jede Willkommenskultur ist nobel, und ich begrüße diesen Wandel von Herzen. Doch wenn die Formel «Refugees Welcome» ein Einwanderungskonzept ersetzt und parallel dazu die benötigte Infrastruktur für die Eingliederung der Zuwanderer fehlt, dann bleibt es bei den Sprechblasen der Meinungsherrscher, die jeden Abweichler verfemen. Diese politische Kultur der Angst ist schlicht nicht demokratisch.

Fassen wir zusammen: In Deutschland beherrschen linke und grüne Meinungsmacher die Medien und bestimmen das vorherrschende Narrativ. Ich behaupte, dass die von wenigen Tausenden betriebene Tyrannei der vorherrschenden Meinung zur Verbreitung einer Kultur von Angst beigetragen hat. Mein jüdischer Lehrer Theodor W. Adorno hat uns Studenten in Frankfurt die Freiheit von Angst mit diesen Worten beschrieben: «Wenn ich heute im Gegensatz zu 1933 Geräusche am Morgen vor meiner Haustür höre, dann ist dies sicher der Brötchenmann oder Zeitungsverträger, kein Nazi-Offizier.» Damit wollte Adorno sagen: Demokratie bedeutet Angstfreiheit.

Die im Post-Nazideutschland vorherrschende politische Kultur entspricht nicht dem Geist der Angstfreiheit, welchen das Grundgesetz garantiert. Es macht Angst, zu sehen, dass jeder, der die Euphorie der Medien nicht teilt, als «Nazi» abgestempelt wird. Die Deutschen sollten sich an ihre Erfahrungen der Tyrannei der vorherrschenden Meinung in der Nazizeit erinnern und Schlimmeres abwehren. Die Tatsache, dass dieser kritische Artikel in der Schweiz und nicht in Deutschland erscheint, spricht für sich.

Bassam Tibi ist ein deutscher Politikwissenschaftler und Buchautor syrischer Herkunft. Von 1973 bis 2009 war er Professor für Internationale Beziehungen an der Georg-August-Universität Göttingen. Er gilt als gefragter Experte für die arabische Welt und den politischen Islam.



in Düsseldorf am 5. September 2015.

Das Feuer von Cádiz

Sie nennt sich Antikapitalistin, Pazifistin, Feministin und vergleicht die Grossfinanz mit dem Teufel. Millionen Spanier stehen hinter ihrer Partei Podemos, mit der sie die Regierung ins Wanken bringt. Unterwegs mit Teresa Rodríguez, der linksten Frau Europas. *Von Urs Gehriger*

Teresa steht auf, der Saal verstummt. Sie hat noch kein Wort gesprochen, aber das Parlament in Sevilla hängt bereits an ihren Lippen, denn ein einzigartiger Ruf eilt ihr voraus, der sich über diesen Raum in ganz Spanien ausgebreitet hat. Mit ihrer Partei, Podemos, hat sie sich aufgemacht, die Zwei-Parteien-Landschaft umzupflügen, die Spanien seit 1982 dominiert.

María Teresa Rodríguez-Rubio Vázquez heisst die Frau mit vollem Namen, doch alle nennen sie einfach Teresa. Sie ist 34 und stammt aus Cádiz am südwestlichen Zipfel Spaniens. Aus dem Stand hat sie im Frühling mit Podemos im andalusischen Parlament fünfzehn Stimmenprozent und fünfzehn Sitze gewonnen. Seither ist die Partei in ganz Spanien in Regional- und Lokalparlamente vorgedrungen und hat Bürgermeisterposten besetzt, durch Koalitionen sogar in Madrid und Barcelona.

Nun ist der Parteiname Podemos keine Perle der Inspiration. «Wir können» bedeutet er, und ist von Obamas erschlafte Schlachtruf «Yes, we can» entlehnt. Auch der Inhalt ihrer feurig vorgetragenen Ansprache wirkt etwas dogmatisch. Vor einer «Gefahr für Demokratie, Arbeitsmarkt und Umwelt» warnt Teresa in beschwörenden Worten. Die Rede ist vom Freihandelsabkommen, das «hinter dem Rücken des Volkes in geheimen Treffen» zwischen den USA und Europa ausgehandelt worden sei. Doch all das ist einerlei.

Bei Arbeitern und Arbeitslosen daheim

Teresa könnte auch über Kaninchenzucht oder Lärmschutz referieren, aus ihrem Mund klingt alles überzeugend. Wie ein Boxer die Fäuste auf den Punchingball drescht sie ihre Worte mit faszinierender Leichtigkeit ins Mikrofon.

Fünf Minuten dauert Terasas Philippika gegen das Grosskapital.

Etwas überengagiert, der einer bewegten Gymnastin nicht unähnlich, klingt ihre Stimme, aber sie ist von einer Vitalität, die wie gleissendes Frühlingslicht jede Unebenheit überstrahlt. Statt standesgemäss in Blazer oder Bluse aus Markentuch kleidet sie sich bunt in Blumenröcke, Tanktops und Leder-sandalen. Das dichte schwarze Haar hat sie einmal in einem Zopf seitwärts geflochten, dann wieder mit einem neongrünen Gummi nach hinten gebunden.



Vorbild Rosa Luxemburg: Podemos-Politikerin Teresa Rodríguez.

Terasas Gegner vom sozialistischen PSOE und vom konservativen PP, die zu beiden Seiten neben ihr im Plenum sitzen, mustern sie mit blasierem Blick. «Cállate, bonita» («Halt die Klappe, Süsse») und «Du hast keinen blassen Schimmer», zischten einige bei Teresas erster Rede nach ihrer Wahl dazwischen, um sie aus dem Konzept zu bringen. Längst hat sie sich an Störmanöver gewöhnt. Umfragen der letzten Monate wiesen für Podemos landesweit bis zu einem Drittel der Stimmen aus. Das gibt Kraft und befeuert die Zuversicht, die regierenden Konservativen bei den nationalen Wahlen im Dezember aus dem Sattel werfen.

Fünf Minuten dauert Teresas Philippika gegen das Grosskapital. Dann schreitet sie mit einem Augenzwinkern zurück an ihren Platz, holt ihre Ledertasche und marschiert hinaus vor das Parlament zu der andalusischen Waldfeuerwehr, die dort seit dem Morgengrauen für langfristige Arbeitsverträge demonstriert. Ein paar Übereifrige fräsen mit Motorsägen durch die Luft, als Teresa anmarschiert, die nun eintaucht in die Menge und badet in ihrem vertrauten Element. Bei den Arbeitern und Arbeitslosen wähnt sie sich daheim. Und diese ihrerseits fühlen sich mit ihren Sorgen bei Teresa aufgehoben wie in Abrahams Schoss. «Besonders in diesen Zeiten», sagt ein Demonstrant, «da die desaströse Sparpolitik haufenweise Opfer fordert.»

Aber beobachten wir nicht seit Monaten Atemberaubendes? «Spanisches Wachstum erreicht Acht-Jahres-Hoch», frohlockte die Wirt-

Wie Teresa ist Pablo Basisaktivist, doch für ihn ist die Strasse nur eine Station. Pablo will an die Macht.

schaftspresse im Sommer. «Spanien als Motor für Europa». Wirtschaftskrise? Das war gestern. Die Erholung sei den harten Sparmassnahmen und Arbeitsmarktreflexen geschuldet, bestätigen Experten und sprechen dem konservativen Premier Mariano Rajoy dickes Lob aus.

«Wir merken nichts davon», insistiert Teresa. In der Tat liegt die Arbeitslosigkeit in Spanien bei 23 Prozent, unter Jugendlichen ist gar jeder Zweite ohne Job. Teresa fordert Arbeit für alle, einen garantierten Mindestlohn und eine Steuererhöhung für die Reichen. Und ein Ende der «korrupten Eliten, ihres Pfründenschachers und der Privilegien».

Seit sie Politikerin ist, geht Teresa mit gutem Beispiel voran. Mit einer «Moralspritze» habe sie sich eine soziale Ethik «eingepflichtet», die gegen Korruption und Profitgier immun machen soll. Vom Abgeordnetengehalt (4200 Euro) nimmt sie nur so viel, wie sie in ihrer letzten Anstellung als Spanischlehrerin am Gymnasium verdient hat (1900 Euro), den Rest spendet sie karitativen Organisationen. Den Dienstwagen, einen schwarzen Audi A6, der



«Desaströse Sparpolitik»: Parteiveranstaltung in Jerez de Frontera, März 2015.

ihr als Fraktionschefin von Podemos – inklusive Chauffeur – zusteht, liess sie versteigern und gab den Erlös dem Parlament zurück. Die 125 Kilometer Arbeitsweg von Cádiz nach Sevilla legt sie mit dem Zug zurück, in der zweiten Klasse.

Es ist 20 Uhr, das Parlament von Andalusien hat seine Session beendet. Für einmal fährt auch Teresa mit dem Auto nach Hause, sie hat eine Mitfahrgelegenheit. Mühsam quetscht sie sich in einen Citroën, ein zerbeultes Vehikel mit 259 000 Kilometern auf dem Buckel. Am Steuer sitzt Jesús, ein Parteikollege, der sich als «Antikapitalist» und «Podemos' linker Flügel» bezeichnet. Auf dem Rücksitz sortiert Teresa elektronische Post auf einem Tablet und twittert ihre Highlights des Tages.

«Twitter ist der Schlüssel zu unserem Erfolg», sagt Teresa. 140 000 Follower hat sie, fast dreimal so viele wie ihre Erzfeindin Susana Díaz, die sozialistische Parlamentspräsidentin, aber viel weniger als Genosse Pablo, ihr Parteichef im fernen Madrid. Pablo Iglesias, 36, Professor der Politikwissenschaft, trägt einen Pferdeschwanz und hat 1,25 Millionen Twitter-Follower. «El Coletas» – den Rossschwanz – nennen ihn seine Anhänger, wegen seiner nach hinten gebundenen langen Haare. Wie Teresa ist Pablo Basisaktivist, doch für ihn ist die Strasse bloss eine Station auf seinem Marsch. Pablo will an die Macht. Er hat der «Kaste» – der «korrupten Politik- und Finanzelite» – den Kampf angesagt, den er mit allen Mitteln der Kriegslist führt.

Als Pablo im Frühling den spanischen König Felipe VI. traf, überreichte er ihm eine DVD-Box von «Game of Thrones». Die Fantasy-TV-Serie werde ihm helfen, die politische Krise in seinem Reich besser zu verstehen, beschied er

dem perplexen Monarchen. Pablo ist eingefleischter «Thrones»-Fan und hat sogar ein Buch über die Kultserie geschrieben: «Siegen oder sterben», heisst es: «Politische Lektionen aus «Game of Thrones»». Auch sein jüngster Partei-Slogan ist einer «Thrones»-Staffel entlehnt: «Der Winter naht» – für diejenigen an der Macht, versteht sich.

«Jesús, du musst den Reifen prüfen», ruft Teresa nach vorne. Jesús fährt mit 120 Sachen durch die Dämmerung, vorne links klappert es lautstark im Radkasten.

«Politik studiert man nicht»

Es herrsche permanente Unruhe in der Partei, erzählen lokale Journalisten. Pablo reise alles an sich. Podemos rühmt sich seiner Basisdemokratie. Offiziell werden die Entscheide in Hunderten von *círculos* gefällt, einer Art Nachbarschaftstreffen. In Wirklichkeit sei es ein kleiner Zirkel um Pablo, der über die Parteirichtung bestimme, sagen Parteikenner.

Ohne Pablos Vision und Aufbauarbeit gäbe es Podemos nicht. Gegründet wurde die Partei Anfang 2014, doch Pablo arbeitet seit fast zehn Jahren am Marsch an die Macht, wie der *Guardian* in seiner Recherche «The Podemos Revolution» aufzeigt. Als junger Dozent spielte er Szenen aus dem Hollywood-Streifen «Club der toten Dichter» nach, liess Studenten auf die Pulte klettern und bläute ihnen ein: «Politik studiert man nicht einfach, man macht sie, sonst wird sie mit einem gemacht.»

Pablo formte die herrenlosen Proteste, die sich 2007 infolge der globalen Wirtschaftskrise formierten, zu einer straff gelenkten Bewegung. Als ihn Mitläufer, die keinen blassen Schimmer von politischen Organisationen hatten, nach Rat fragten, sagt er: «Es ist wie Sex:

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport,
Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm
täglich bei Radio Central. **Infos auf radiocentral.ch**



So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch

FR 23.10.2015
AURA, Zürich
Start: 20:00 Uhr



my105.ch presents



Exklusive
Free Tickets
nur auf my105.ch

MASHUP GERMANY (AKA BEN STILLER) **ROBIN SKOUTERIS** (GREECE)
SCHMOLLI (AUSTRIA) **MAYA JAKOBSON** (ISRAEL)
GIUSEPPE SCAGLIONE (my105)

MANOR*

helvetia

sobu
buy • share • earn

SEAT

PS4

Wenn du anfängst, bist du miserabel, aber du lernst mit der Erfahrung.»

«Er ist sehr schlagfertig», sagt Teresa. «Das Publikum fiebert bei seinen Debatten mit wie bei einem Fussballmatch.» Jahrelang hat Pablo Theaterkurse belegt, imitierte Reden von süd-amerikanischen Politikern und zog durch Bolivien, wo er den Wahlkampf von Evo Morales studierte. Seit 2010 leitet er eine politische Talkshow beim Madrider Lokalsender Tele K. und erzielt höchste Einschaltquoten. «Das Fernsehen», sagt Pablo, «ist für die Politik, was das Schiesspulver für den Krieg ist.»

So wortgewaltig Pablo sich geben mag, in Kernfragen bleibt Podemos undurchsichtig. Wer all die Sozialwerke bezahlen soll, die man ultimativ einfordert, bleibt schleierhaft. Ebenso die politische Ausrichtung. Auf Stimmenfang gibt man sich gerne «postideologisch». Weder links noch rechts, sondern auf dem Marsch von unten nach oben: als Dauerdemo, auf der alle unverbindlich mitlaufen können; Hauptsache, man ist gegen Bonzen und Mächtige und für soziale Gerechtigkeit.

Ob dies reicht, um die Macht zu erobern? Ernsthafte Konkurrenz erwächst Pablos Partei durch «Ciudadanos» (Staatsbürger). Politisch rechts der Mitte angesiedelt, rüttelt auch diese junge Partei an der Zwei-Parteien-Herrschaft Spaniens. Bei der vorgezogenen Regionalwahl in Katalonien im September steigerte sie ihren Stimmenanteil auf achtzehn Prozent, doppelt so viel wie die Podemos-Koalition.

«Fuck you!» unter Freunden

Draussen ist es jetzt finstere Nacht. Durch das offene Fenster kann man den Atlantik riechen. Teresa telefoniert mit dem Bürgermeister von Cádiz, Parteigenosse José María González. Sie nennt ihn «Kichi» («mein Kleiner»). Er sagt ihr «Tere». Die beiden sind verlobt – «die Clintons von Cádiz» bezeichnet die spanische Presse das Podemos-Power-Paar. Kichi und Tere haben die Südspitze Spaniens fest in ihrer Hand. Vor ein paar Stunden hat González mit einer pompösen Feier eine neue Brücke über die Bucht von Cádiz eröffnet, die das Festland mit der Halbinsel verbindet, auf der über die Jahrhunderte wiederholt das Feuer der Veränderung entflammte.

Von Cádiz aus hat Kolumbus in die Neue Welt übersetzt. Hier wurde 1812 «La Pepa» verabschiedet, die erste Verfassung von Spaniern für Spanien mit Strahlkraft bis ins ferne Ausland. «Und hier hat Trotzki mit Blick aufs Meer die Revolution vorbereitet», sagt Jesús stolz, während er über die frischgeteerte Hängebrücke nach Cádiz hineinfährt. Was Jesús verschweigt: Trotzki war spanischer Gefangener, den man 1916 wegen geistiger Brandstiftung nach New York verfrachtete, wo er die russische Revolution verpassen sollte.

Teresa schreitet hinein in das Gassenlabyrinth von Cádiz, das kaum grösser ist als das



«Es ist wie Sex»: Parteigründer Pablo Iglesias.

Zürcher Niederdorf. Vor ihrer Haustür wartet ihre Mutter. Teresa hat sie über den ausländischen Besuch informiert. Siebzigjährig ist sie, heisst Teresa wie ihre Tochter und hat sich trotz vorgerückter Stunde mit schneeweisser Bluse piekfein gemacht. Ihr glattgekämmtes, samtenes Haar schimmert im Licht der Strassenlaternen wie der Mond am Himmel.

Zäh, willensstark und starrköpfig sei ihre Tochter schon als kleines Mädchen gewesen, erzählt Mutter Teresa, gelernte Maskenbildnerin, in der *cervecería*. Bereits in der ersten Klasse

«Die historischen Veränderungen finden auf der Strasse statt.»

habe sie immer interveniert. «Teresa, setz dich doch auf meinen Stuhl, du scheinst alles besser zu wissen», habe die Lehrerin gesagt. Im Gymnasium brachte sie den ersten Politiker zu Fall, als sie ihm in einem Interview für die Schülerzeitung abfällige Qualifikationen über die öffentliche Bildung entlockte.

Wie sie zur Politik gekommen sei, ist der Mutter allerdings schleierhaft. «Zu Hause war das kein Thema.» Schon früh habe Teresa linke Bücher gelesen. «Verguck dich nicht so in diesen Marx», habe sie ihr gesagt, «du musst alles lesen und dir dann eine Meinung bilden.» Teresa hingegen erinnert sich genau an ihre politische Erweckung. Es war 1991, im Alter von neun Jahren, als auf dem benachbarten US-Marine-Stützpunkt in Rota pausenlos Flieger zum Golf abhoben, um Saddam Husseins Truppen in Kuwait zurückzuschlagen. «Mit ohrenbetäubendem Lärm hat mich die Weltpolitik wachgerüttelt.»

Marx, Pazifismus, Feminismus – Teresa Rodríguez bedient jedes Klischee einer Radikallinken. Da erstaunt es nicht, dass sie Rosa Luxemburg als ihr Vorbild nennt und ihre Zigaretten selber dreht, mit Tabak aus einem roten Wollbeutel. Dennoch wirkt ihr Appeal weit über die linke Klientel hinaus. Selbst

konservative Abgeordnete im Parlament zeigen sich im Vertrauen beeindruckt. Dafür gibt es einen einzigen, triftigen Grund: Teresa ist authentisch. Man nimmt ihr ab, dass sie glaubt, was sie sagt. Und man sieht, dass sie tut, was sie predigt. Anders als die Foulard-Linken, die sich in intellektuellen Diskursen wohlgefällt.

Der rastlose Aktivismus wiederum macht sie zur Zielscheibe, besonders bei Sozialisten des etablierten PSOE, in dessen Wählersegment Teresa zünftig grast. Früh wähten ihre Gegner in Teresa eine Gefahr. Vor der Wahl im Frühling tauchte plötzlich ein Nacktfoto im Internet auf. «Podemos-Kandidatin am FKK-Strand». Wie sich herausstellte, war die nackte Frau nicht Teresa, aber diese nahm gleichwohl Rache und verklagte das staatliche Fernsehen TVE, welches das Foto in Umlauf gebracht hatte, und bezichtigte den Sender, «Frauen als rechtloses Stück Fleisch» auszuschlachten.

Die Krise ist ihr Brot

«Ich hasse Politik», sagt die Mutter, eine *porquería*, eine Schweinerei, sei das. «Wenn ich die Menschen an den Demonstrationen weinen sehe, habe ich ein schlechtes Gewissen.» Sie hoffe, dass Teresa den Erwartungen gewachsen sei. Die Basis klagt, die Elite vergesse vor lauter Machtpoker ihre Anliegen. Teresa, die Anwältin der Arbeiter und Arbeitslosen, und Pablo, der Partei-Machiavelli in Madrid, repräsentieren die beiden Pole. Manchmal herrsche dicke Luft zwischen ihnen, sagt Teresa. Berichte über einen Bruch seien indes Gerüchte. «Unter Freunden kann man auch mal «Fuck you!» sagen.»

Der grosse Test kommt im Dezember bei den landesweiten Wahlen. Lange stimmten die Umfragen euphorisch. Unterdessen hat sich das Bild etwas getrübt. Podemos liegt in Wahlumfragen bei achtzehn Prozent, deutlich hinter den beiden etablierten Parteien. «Spanien hat die konstante, Beachtung erheischende Theatralik des Podemos-Chefs langsam satt», kommentierte das Magazin *Wired* nach der Schlappe bei den Katalonien-Wahlen.

Mitternacht ist längst vorbei. Hartnäckig insistiert Teresa in der *cervecería*, dass sie und nicht ihr Gast die Zeche bezahle. Sie will niemandem zu Dank verpflichtet sein, Parteichef Pablo nicht und erst recht keinem Journalisten. Will sie den Sprung nach Madrid wagen, um dort die Weichen selbst zu stellen? «Die historischen Veränderungen finden auf der Strasse statt», antwortet Teresa und sagt gute Nacht.

Arm in Arm mit ihrer Mutter verschwindet sie in den Gassen, durch welche Trotzki einst gegangen ist. Die Krise ist ihr Brot und die Strasse ihr Zuhause. Solange Millionen von Spaniern die Arbeit fehlt, brennt Teresas Hoffnung, die Welt zu verändern. Und solange eine politische Bewegung wie Podemos auftrumpft, zögert die Wirtschaft, in Spanien zu investieren. Ein Teufelskreis, ohne Sieger und mit vielen Verlierern. ○

Willkommen in Waschbünden

In der Schweiz, dem Land mit den strahlenden Gipfeln, steigt man zur Kleiderreinigung in mordrige Waschküchen hinunter und trifft auf eine eigenartige Welt. Neun Merksätze zum Schweizer Waschsysteem.
Von Katja Oskamp und Marina Lutz (Illustration)



Exhibitionismus nach innen.

Meine erste Schweizer Wascherfahrung hiess Frau Himmelsbach. Sie lauerte mir in der unterirdischen Waschküche jenes Hauses auf, in dem sie zur Miete und ich als Feriengast wohnte. Frau Himmelsbach schrie: «Heute ist Mittwoch! Mittwochs wasche ich! Sie haben kein Recht, mittwochs zu waschen!» Verstört schlich ich mit meinem Sack voller Dreckwäsche ab und wusch für den Rest der Ferien das Nötigste im Waschbecken.

Meine zweite Schweizer Wascherfahrung hiess Frau Stämpfli. Sie wohnte am Zürcher Röslibrunnenweg und zeigte mir den Waschkeller, der einer Tropfsteinhöhle glich. Durch ein von der Decke hängendes Labyrinth aus

Tischdecken, Kinderschlaftsäcken und Blau-männern bahnten wir uns den Weg zur Waschmaschine. Frau Stämpfli herrschte mich an: «Wasserzulauf niemals schliessen! Filter reinigen! Waschpulver nicht im Keller stehen lassen! Trockenzeiten einhalten! Wäsche nicht in der Wohnung aufhängen!» Dann zeigte sie mir den Waschplan. Er war komplett voll. Der nächste freie Termin lag zwei Monate entfernt. Allein auf dem Putzplan fanden sich leere Zeilen, und ich hätte mich eintragen können. Ich fragte Frau Stämpfli, wie ich waschen solle, wenn gar kein Tag mehr frei sei. «Kommen Sie zu unserem Grillfest!», befahl sie, «die Hausgemein-

schaft grilliert am Freitag im Hof. Da wird man sich sicher einig.»

Meine dritte Schweizer Wascherfahrung hiess Frau Hotz. Im Waschkeller des Mehrfamilienhauses am Zugersee musste man eine Chipkarte in einen kleinen Wandkasten schieben, der das verbliebene Guthaben anzeigte. Nach zwölf Wäschen war die Karte leer. Nun musste sie mitsamt zwanzig Franken in ein mit Namen beschriftetes Couvert gesteckt und in den Briefkasten von Frau Hotz eingeworfen werden, welche im Nachbarhaus wohnte. Spätestens am folgenden Tag würde Frau Hotz die frisch aufgeladene Karte wiederum in meinen Briefkasten werfen. Ich wartete drei Tage, ich wartete fünf Tage. Am siebten Tag rief ich Frau Hotz an. Früher mochte sie eine fitte Frau gewesen sein; jetzt war sie achtzig, klagte über Knieprobleme, das Wetter, das Alter. Ob es sehr dringend sei mit dem Waschen? Sie habe grosse Mühe, die Treppen herunterzusteigen. Ob wir uns nicht duzen sollten? Sie sei die Erika. «Gute Besserung, Erika.» Ich legte auf.

Merke erstens: Jedem Waschkeller steht eine Art Drachen vor, jene alte Schachtel, die am längsten im Haus wohnt. Sie hat einen guten Draht zur Hausver-

waltung, reglementiert, schikaniert und drangsaliert die Mieter und belohnt sich selbst mit einem Zusatzwashtag.

Merke zweitens: Für alle anderen geht es hart, aber gerecht zu. Ob ein alleinstehender Herr, der nur ein Hemd pro Woche verbraucht, oder eine Mutter mit vier bettnässenden Kindern – allen wird gleich viel Zeit und Raum zum Waschen zuteil.

Merke drittens: Die Schweiz, das Land mit den Gipfeln, steigt in die Tiefe, um sich zu reinigen. Sie verbirgt ihren Dreck vor den Augen anderer. Sogar die saubere Wäsche trocknet sie im Erdreich, am feuchtesten Ort, wo sie ewig klamm bleibt. Die weisse Weste der Schweiz

darf nicht auf einer Blumenwiese im Sommerwind wehen. Niemand soll auf die Idee kommen, die saubere Wäsche könnte einmal schmutzig gewesen sein.

Merke viertens: Die Schweiz organisiert sich basisdemokratisch in Waschbünden nach dem Zufallsprinzip. Ein Mietvertrag im selben Haus sorgt für Mitgliedschaft.

Merke fünftens: Den Eindringling schmettert der Waschbund nach Möglichkeit ab. Geht das nicht, muss er Prüfungen bestehen, bevor er ein Plätzchen im Bunker hinter der Stahltür ergattert. Die wichtigste Prüfung ist dauerhafte Anwesenheit. Wurde der Eindringling in den Bund aufgenommen, erfährt er, ohne es zu wollen, dass Herr X Gummihosen trägt, Frau Y Stützstrümpfe und Herr Z heimlich Miniröcke. Im Gegenzug muss der Eindringling seine BH-Grösse offenbaren und dass sein Lieblingspyjama mit lustigen Schlümpfen bedruckt ist.

Merke sechstens: Die Abschottung nach aussen, gegen fremde Augen und Tageslicht, hat eine Kehrseite: den Exhibitionismus nach innen. Das schafft Abhängigkeiten. Aber es schweisst auch zusammen, im Sinne von Schweiss. Wählt jemand eine zu niedrige Waschttemperatur und vergisst den Hygiene-spüler, verteilen sich Keime, Sporen und Bakterien auf alle. Dann hat der ganze Waschbund Fusspilz.

Merke siebtens: Das Recht, zu waschen, gilt der Schweiz als höchstes Gut. In sechzig Prozent aller Schweizer Rechtsstreitigkeiten geht es um die Waschküche. Das steht im Internet, wo es auch zahlreiche Foren gibt, in denen Schweizer Frauen ihr Leid klagen über den fiesen Kellerdrachen, die Unvereinbarkeit von Arbeits- und Waschzeiten, die fragwürdige Aufteilung der Wäscheleinen. Sie sprechen einander Mut zu, geben sich Tipps zur optimalen Ausnutzung der Waschtage oder ver-

raten Tricks zur Minimierung der Wäschemenge.

Merke achtens: Das Recht, zu waschen, schliesst die Pflicht dazu ein. Das weiss ich von Hugo Loetscher, einem Autor und Junggesellen, der im Gegensatz zu mir motzen durfte, denn er war Schweizer. In seinem Text «Der Waschküchenschlüssel» beschreibt Loetscher, wie er die ihm zugeteilten Waschtage unge-

In Deutschland ist Waschen Privatsache, so ähnlich wie Duschen oder Sex.

nutzt verstreichen lässt und den Waschküchenschlüssel einfach weiterreicht. Dieses Verhalten ist dem Waschbund nicht zumutbar und bringt ihn an den Rand des Wahnsinns. Die Mieter klingeln bei Loetscher Sturm, stellen ihn zur Rede, verwickeln ihn in grösste Gewissenskonflikte. Um dem Zeter und Mordio im Haus zu entkommen, legt Loetscher seine Reisen extra auf seine Waschtage, auch wenn er gar nicht verreisen wollte.

Merke neuntens: Auf zwei Bevölkerungsgruppen trifft das Schweizer Waschsystem nicht zu. Erstens die Reichen. Sie wohnen in pompösen Villen am Zürichsee. Die Dame des Hauses hat selbstverständlich eine eigene Waschmaschine, mit der sie tun kann, was sie will. Falls die Dame überhaupt selbst wäscht. Zweitens die Bauern. Sie hocken zu zehnt in der morschen Küche des Bauernhauses, saufen Kaffee fertig und brüllen sich an, denn die Waschmaschine, ein uraltes Schrottmodell und nicht totzukriegen, befindet sich ebenfalls in der Küche, läuft Tag und Nacht und lärmt wie ein Flugzeug auf der Landebahn. Früher dachte ich, dass so viele Schweizer Bauern schwerhörig sind, liege am Schusswaffengebrauch beim Militär. Heute weiss ich, es

liegt an der Waschmaschine. Die Bauern sind übrigens die Einzigen, die ihre Wäsche draussen an der frischen Luft trocknen.

Der Dreckwäschehaufen in der Wohnung am Zugersee wuchs. Während ich auf Frau Hotz' Genesung wartete und mir eines Nachmittags wieder mit dem Handwaschbecken behalf, kam mein Mann ins Bad. Als waschechter Schweizer schaut er mit liebenden Augen auf seine Heimat. Er strich mir sanftmütig über den Kopf und sagte: «Waschen ist seit Urzeiten eine Frauendomäne. Früher gab es das Waschhaus, in dem die Frauen sich trafen, gemeinsam wuschen und plauderten. In Afrika ziehen sie noch heute zum Fluss, verbringen ganze Tage in Gemeinschaft. Waschen ist ein soziales Ereignis, eine Form der Geselligkeit. Man verständigt sich über die Belange des Dorfes, schwatzt und singt. Etwas von dieser uralten Tradition hat sich bei uns erhalten.»

In Deutschland ist Waschen Privatsache, so ähnlich wie Duschen oder Sex. Jeder wäscht für sich allein. Während ich dies schreibe, am Schreibtisch meiner Berliner Wohnung, rumpelt die Waschmaschine friedlich im Bad. Ich lausche ihren Geräuschen. Jetzt spült sie. Gleich wird sie schleudern. In siebzehn Minuten kann ich der Trommel die Wäsche entnehmen und sie im Schlafzimmer aufhängen. Das ist mir entschieden lieber, als mit Frau Himmelsbach, Frau Stämpfli und Frau Hotz im Keller zu hocken und afrikanische Lieder zu singen.

Katja Oskamp, 44, ist Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien von ihr der Roman «Hellersdorfer Perle» im Eichborn-Verlag.

Go small



Kommen Sie mit Ihrer Firma vorwärts, kommen Sie zu Regus. Dank unseren flexiblen Bürolösungen behalten Sie Ihre Overheadkosten klein und zahlen nur für den Platz, den Sie tatsächlich benötigen.

Regus, where smart businesses work.

Rufen Sie uns an auf 043 456 9584 oder gehen Sie auf de.regus.ch



Büros



Meetingräume



Business Lounges



Coworking Space



Virtuelle Büros

RegusTM



Landeplatz für Aliens: Bob Hopes Haus in Palm Springs.



Die Schildkröte

Von Beatrice Schlag

Knapp zwei Autostunden östlich von Los Angeles feierte Hollywood fast drei Jahrzehnte lang dem Teufel ein Ohr ab. Es war ein winziger, sandiger Ort namens Palm Springs, mitten in der Wüste, umgeben von Bergen wie eine Bratpfanne vom höheren Rand, gesegnet mit fast ständiger Sonne und einer scheinbar unerschöpflichen unterirdischen Wasserquelle. Die Stars hatten noch keine Fitnesstrainer und keine Diätwächter. Marilyn Monroe räkelte sich mit weichen Rundungen am Pool des Racquet Club in Palm Springs für den Fotografen.

Mit den Bildern begann angeblich eine von Hollywoods unvergesslichen Karrieren. Elvis und Priscilla Presley kamen für die Flitterwochen. Frank Sinatra trat mit seinem «Rat Pack» am Wochenende in irgendeinem der örtlichen Klubs auf und bewirtete danach in seinem Haus halb Hollywood mit Spaghetti. Bing Crosby, Lucille Ball, Bob Hope legten sich Häuser zu, später Cary Grant, Gloria Swanson und Steve McQueen. «Es waren meist Zweithäuser», sagt Hollywoods gesuchter Innenarchitekt Brad Dunning, «deswegen durften sie experimenteller und ausgefallener sein. Viele Häuser aus jener Zeit hatten winzige Küchen und riesige Bartresen. Das erzählt etwas über die damaligen Prioritäten. Die Leute kamen, um zu trinken, in der Sonne zu liegen und sich gegenseitig um den Verstand zu vögeln.»

Irgendwann gegen Ende der siebziger Jahre zog das «Rat Pack» ab, und mit ihm der Glamourhedonismus von Palm Springs. Was blieb, war eine überalterte, für das arthrosefreundliche trockene Klima dankbare weisse Bevölkerung. «Es ist das Wartezimmer Gottes», sagte ein zynischer Bürgermeister. Was blieb – eine Weile unbeachtet – war eine überwältigende Architektur, die auch Nichtexperten sofort auffällt.

Bob Hopes Haus, von John Lautner gebaut, ist das spektakulärste Beispiel. Es wurde abwechselnd als Riesenpilz, Vulkan oder Schildkröte bezeichnet. Man sieht es ständig, hoch oben über dem Tal, wenn man in der Gegend herumfährt. Lautner sagte dazu: «Wenn es Aliens gibt, werden sie sagen, das ist ein guter Landeplatz.»

Genau so sieht es aus: ein Denkmal für die Fantasie. Zum letzten Mal in den Medien war es, als das französische Modehaus Vuitton dort im vergangenen Mai seine neue «Cruise Collection» präsentierte. Die Immobilie ist seit zwei Jahren zum Verkauf ausgeschrieben, der Preis erheblich gefallen. Nicht sachdienliche Kühnheit hat keinen Markt mehr.

«Die Pistole in meinem Rücken»

Anton Corbijn gilt als einer der bedeutendsten Fotografen der Popkultur. Im Interview spricht der Niederländer über die Macht von Bildern, die Leere seiner Kindheit und über seinen neuen Film «Life». Von Claas Relotius



«Kreativität geht mit Schmerz einher»: Fotograf Corbijn.

Anton Corbijn ist ein schmäler Mann, eine unauffällige Erscheinung. Er trägt Dreitagebart, Schirmmütze und enge Jeans, als er an einem Nachmittag in Berlin die Lobby seines Hotels betritt. Corbijn, der in diesem Jahr sechzig geworden ist, hat etwas zerbrechlich Jugendliches an sich, das ihn manchmal wie einen ergrauten Jungen erscheinen lässt. Es gibt keinen Fotografen, der die Ästhetik der Musikkultur der vergangenen vierzig Jahre vergleichbar geprägt, ihr ein so hartes Gesicht gegeben hat, wie ihn. Unzählige Porträts, Dutzende Bildbände, Plattencover und Videos – Corbijns Handschrift ist legendär. Mittlerweile hat sich der Niederländer vor allem dem Kino verschrieben, aber sein neuer Film «Life», der von den letzten Tagen im Leben von James Dean erzählt, handelt auch von der Liebe zur Fotografie.

Herr Corbijn, Sie haben einmal gesagt, Sie wären ohne Arbeit unglücklich und fänden durch Ihre Arbeit doch nie Zufriedenheit. Das klingt, als seien Sie trotz Ihres Erfolges eine tragische Figur.

Kann schon sein. Ich hatte schon immer einen schwermütigen Blick auf die Welt. Das begleitet mich seit meiner Jugend, nur konnte ich mich damals nicht so ausleben und meinem Getriebensein nicht nachgeben. Meine Kindheit war ziemlich trist. Manchmal glaube ich, ich eile heute auch deshalb von einem Projekt zum nächsten, weil meine Jugend nicht sonderlich erfüllt gewesen ist.

Sie sind in dem kleinen Inseldorf Strijen in den Niederlanden aufgewachsen. Ihr Vater war Pastor der Gemeindekirche, ein Protestant.

Nicht nur mein Vater. Auch mein Grossvater und mein Onkel waren Pastoren. Ich bin in einem sehr kühlen, sehr strengen und pflichtbewussten Umfeld aufgewachsen.

War so etwas wie Müssiggang bereits in Ihrer Kindheit selten?

Fleiss und Ordnung wurden in meiner Familie unheimlich wichtig genommen. Zugleich wurde mit Lob und Liebe gespart. Als Teenager einfach nur auf seinem Bett liegen, die Decke anstarrten und über Mädchen und die Welt nachdenken – das gab es bei uns nicht. Als ich klein war, durfte ich nicht mal Fahrrad fahren oder mit den anderen Kindern Fussball spielen, weil sich so etwas für den Jungen des Pastors in den Augen meiner Eltern nicht gehörte.

Haben Sie gegen die Strenge der Erziehung rebelliert?



«Rau und ungeschliffen»: Rockstar Keith Richards.

So, wie sich jeder vernünftige Sohn gegen seinen Vater und dessen Ideale wehrt. Es gab viel Streit. Ich bin noch heute kein gläubiger Mensch.

Dennoch spielen Sie gerne mit religiösen Motiven. In zwei Ihrer berühmtesten Porträts haben Sie Johnny Cash als Götzendiener in Szene gesetzt und Kurt Cobain als Erzengel.

Rockstars haftet immer etwas Sakrales an. Und meine halbe Kindheit hat sich zwischen

«Ich sah all die coolen Bands und Musiker aus England. Ich wollte unbedingt einer von denen sein.»

Pfarrhaus und Friedhof abgespielt. Ich war also vor allem von Erwachsenen, von Religion und dem Tod umgeben. Natürlich besteht ein Zusammenhang zwischen meinem Elternhaus und meiner heutigen Arbeit. Ehrlich gesagt, ich glaube sogar, ich bin ein zutiefst protestantischer Künstler.

Das Spiel mit Identitäten passt gar nicht dazu.

Aber es war für mich schon immer ein gutes Vehikel, um die Dämonen in mir zu bekämpfen. Meine Heimat Strijen ist winzig und liegt irgendwo in der Nordsee. Als Jugendlichen, der dieser Enge entkommen will, bleibt einem da nicht viel anderes übrig, als sich in andere Identitäten zu flüchten.

Wovon haben Sie geträumt?

Als ich sechzehn war, wollte ich Rockstar werden. Aber nicht wegen der Frauen, der Drogen oder des Ruhms, so wie die meisten. Ich dachte einfach, es wäre der beste Weg, von einer Bühne aus die ganze Welt zu sehen. Ich spielte Schlagzeug, war aber nicht sehr talentiert. Dafür gab es in unserem Dorf einen kleinen Kiosk, wo ich mir immer die neuesten Musikzeitschriften kauf-

te. Das war mein einziges Fenster zu dieser damals noch fremden, aufregenden Welt. Ich sah all die coolen Bands und Musiker aus England. Ich wollte unbedingt einer von denen sein.

War die Musik in Wahrheit Ihre erste Leidenschaft, noch vor der Fotografie und vor dem Kino?

Die Musik war zuerst da. Meine Eltern sind irgendwann umgezogen, nach Groningen, was eigentlich immer noch Provinz war, aber mir ganz neue Möglichkeiten eröffnete. Ich konnte plötzlich auf Konzerte von Bands gehen, die ich vorher nur aus den Zeitschriften kannte. Und um dort so nahe wie möglich an die Bühne zu kommen, habe ich irgendwann damit angefangen, bei den Konzerten Fotos zu machen, mit der geliebten Kamera meines Vaters.

Haben Sie damals Ihr Talent selbst erkannt?

Ich habe nicht mal meine Leidenschaft direkt erkannt. Das Fotografieren und Entwickeln machte mir Spass, aber es war nicht so, dass ich sofort Fotograf werden wollte.

Trotzdem haben Sie einige der Fotos niederländischen Musikmagazinen eingeschickt. Und sie wurden gedruckt.

Das war verrückt, denn die Bilder waren wirklich nicht besonders gut. Aber für mich war es ein Jackpot. Tourten berühmte Bands durch die Niederlande, wurde ich gebucht.

Der grosse Durchbruch kam Ende der Siebziger, als Sie der New Musical Express, eine der angesehensten Musikzeitschriften überhaupt, nach London holte.

Als ich im Flugzeug in Richtung England sass, dachte ich, ich wäre auf dem Weg in den Himmel. Tatsächlich aber war der Empfang dort ziemlich kühl und der Druck enorm. Schon in der zweiten Woche durfte ich die Punkband Joy Division fotografieren. Obwohl die Leute im selben Alter waren wie ich, waren sie meine Idole. Ich habe alle Mitglieder der Band bewundert, aber als ich sie traf, gaben sie mir nicht mal die Hand. Ian Curtis, den Sänger, habe ich noch ein zweites Mal getroffen. Bald danach war er tot.

Die zwei Begegnungen haben gereicht, um das wohl bekannteste Foto von Curtis zu machen. Es zeigt den Rockstar mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Hockersitzend, das Gesicht in die Hand gestützt. Die Ähnlichkeit mit Rodins «Der Denker» wird kein Zufall sein.

Doch, es war Zufall. Curtis hätte nie auf mich gehört, wenn ich gesagt hätte: «Tue dies oder tue das.» Ich habe schon damals nicht mit Posen gearbeitet, das fand ich langweilig. Meine Bilder sollten aus ganz normalen Situationen heraus entstehen.

Nur so verraten sie etwas über die Seele einer Person.

Das Foto zeigt Ian Curtis als schutzlosen, gepeinigten Menschen.

Kreativität geht mit Schmerz einher. Das ist ein Klischee, aber es ist wahr. Mich fasziniert der Geist grosser Künstler bis heute. Welchen Preis zahlen sie? Sehnen sie sich insgeheim nach einem einfachen, belanglosen Leben? Curtis war als Songschreiber ein Genie. Und er war 23, als er sich in seiner eigenen Küche erhängte.

Das Foto von Curtis etablierte auch einen Stil, der revolutionär war und die Popkultur bis heute prägt: schwarzweiss, hart, grobkörnig, unscharf, auratisch, maskulin, zeitlos. Sind diese Stilmittel auch Metaphern?

Man kann das so sehen. Bei harten Charakteren wie Curtis, Johnny Cash, Keith Richards oder Tom Waits wäre ein anderer Stil nie in Frage gekommen. Aber es ist auch meine bevorzugte Optik, weil sie rau ist und ungeschliffen.

Manche, die Perfektion suchen, sehen darin eine Schwäche.

Schwächen sind doch sehr häufig Stärken. In der Kunst ist dein Handicap doch deine grösste Waffe. Genau daraus formt sich ja erst das, was man «deinen Stil» nennt. Ich habe nie mit Beleuchtung oder Assistenten gearbeitet, weil ich darin einfach keinen Sinn sehe. Als ich mit meiner Arbeit anfang, war ich zudem sehr schüchtern und habe nie lange Anweisungen gegeben, sondern einfach nur die Künstler getroffen und auf den Auslöser gedrückt. So läuft es eigentlich bis heute. Meine einzige Vorbereitung besteht darin, mich mit dem Leben und Charakter meines Gegenübers zu beschäftigen.

Nach Ihrem Erfolg in London sind Sie den schillerndsten Persönlichkeiten so nahe gekommen wie kaum jemand sonst. Frank Sinatra, Clint Eastwood, David Bowie, Nick Cave, Mick Jagger, George Harrison – der Junge aus Strijen war plötzlich überall dabei. Fühlen Sie sich heute selbst als Star?

Ich glaube, je näher ich dieser Bezeichnung gekommen bin, desto weniger habe ich sie verwendet. Heute ist sie für mich nur noch eine leere Hülle. Ich bin bekannt, ja, aber ich hoffe, ich habe mir deswegen keinerlei Allüren zugelegt. Ein Fotograf lebt auch von den Persönlichkeiten, mit denen er arbeiten darf. Manche sprechen – übel gemeint, aber nicht ganz zu Unrecht – von einer parasitären Beziehung. Ich würde eher von einer Symbiose sprechen.

Ihr neuer Kinofilm «Life» erzählt die Geschichte des Fotografen Dennis Stock, der



«Parallelen»: James Dean (Dane DeHaan) in «Life».

mit einem Foto von James Dean eine Ikone schuf, bevor dieser bei einem Autounfall starb. Handelt der Film auch ein Stück weit von Ihnen selbst?

Sie spielen auf die Begegnung mit Ian Curtis an. Ja, es gibt Parallelen. Genau wie Stock habe ich, obwohl es zynisch klingt, sicher auch von Curtis' frühem Tod profitiert. Es ist ja bei Musikern das Gleiche wie bei Schauspielern: Wenn sie jung sterben, können sie ihren Ruf nicht mehr ruinieren und bleiben für immer die, die wir auf den zwei, drei bekanntesten Fotos von ihnen sehen. Es ist so, als würden wir diese Bilder für die Ewigkeit einfrieren.

Entstehen Ikonen also zufällig? Hat der Fotograf gar keinen Anteil daran?

Das ist eine schwierige Frage. Warum ist das Bild von Che Guevara eine Ikone oder das von Bob Marley? Weil es so gute Fotografien sind? Nein, natürlich nicht, es sind sehr banale Bilder. Aber bei James Dean und Dennis

«Dieses eine Foto hat Dean, kurz vor seinem Tod, zum Leben erweckt.»

Stock liegen die Dinge anders. Stock hat einen Moment eingefangen, der bis heute unser ganzes Bild von James Dean prägt. Ich würde sogar sagen, Dean, wie wir ihn kennen, ist ein Stück weit Stocks Erfindung. Unsere Vorstellung von ihm, das kulturelle Gedächtnis an ihn, geht zum Teil auf dieses eine Foto zurück. Es hat Dean, kurz vor seinem Tod, zum Leben erweckt.

Das Foto zeigt, wie Dean über den verregneten Times Square spaziert, mit hochgeklapptem Mantelkragen, hängenden Schultern und der typischen Zigarette im Mundwinkel.

Es hat etwas Chaotisches. Es ist, formal gesehen, ganz und gar nicht perfekt. Stocks Fotos hatten immer einen sehr dokumentarischen Charakter, er hat die Stars nie aus ihrer persönlichen Umgebung gelockt. Trotzdem wurde das Foto zu einer der be-

kanntesten Ikonen des vergangenen Jahrhunderts.

Können Sie erklären, warum?

Die Energie dieses Fotos ist gewaltig. Da ist Deans gebeugte Haltung, so, als würde er sich gegen den Wind und gegen die Welt stemmen, während um ihn herum selbige zusammenbricht. Es ist eigentlich eine Haltung, die jeder kennt, der schon einmal auf einem kalten Bahnsteig auf den Zug gewartet hat. Aber hier ist alles grösser, existenzieller. Wir sehen Dean eigentlich nicht als typischen Helden, sondern vielmehr als Antihelden, der sich mit seiner Zigarette im Mund von allem losgesagt hat.

Wenn ich das Foto ansehe, sehe ich schmerzhaft grosse Poesie.

Ihr Film wirft auch die Frage auf, wer in einer solchen Beziehung eigentlich der Urheber ist. Der Star oder der Fotograf?

Stock war der Ansicht, er würde Dean einen Gefallen tun. Dean glaubte das Gleiche, nur umgekehrt. Es ist eine spannende Frage, denn sie zeigt, wie vage die Balance dieser Zusammenarbeit ist, wie schnell so eine Beziehung zerbrechen kann. Das Absurde im Nachklang ist: Beide wurden durch den anderen unsterblich. Dean, weil seine Legende für immer in jenem Foto konserviert wurde. Stock, weil er die letzten Fotos von James Dean gemacht hatte. Ich wollte die Geschichte dieser Beziehung schon lange erzählen.

«Life» ist mittlerweile Ihr vierter Kinofilm. Es heisst, Sie hätten für Ihren ersten Film, «Control», der von Joy Division und Ian Curtis handelt, ihr Haus verkaufen müssen.

Der Einsatz eines Filmemachers ist höher als der eines Fotografen, das ist normal. «Control» erhielt zwar gute Kritiken, aber rein wirtschaftlich war er eine Katastrophe. Es begann damit, dass ich kurz vor Drehbeginn vom Produzenten erfuhr, es sei kein Geld mehr da, um alle Mitarbeiter am Set zu bezahlen. Ich wollte aber unbedingt diesen Film zu Ende bringen und es vermeiden, einen meiner Leute wieder nach Hause zu schicken. Also habe ich mein ganzes Geld genommen und den fehlenden Betrag vorgestreckt. Ich war mir sicher, es würde sich rechnen. Ein Pokerspiel, und in diesem Fall ging es leider schief. Ich war komplett pleite, also musste mein Haus in England dran glauben.

Sie klingen nicht so, als hätten Sie diesen Einsatz sehr lange bereut.

Das Haus war toll, aber noch grossartiger war die Erfahrung, meinen ersten Kinofilm zu drehen. Ich hatte, um ehrlich zu sein, wenig Ahnung davon. Es war ein ziemlich grosses Abenteuer.

Sie waren bereits um die fünfzig Jahre alt, als Sie dieses Abenteuer eingingen. Was

trieb Sie an, etwas Neues zu wagen?

Wenn man so alt ist, dann schickt es sich irgendwann nicht mehr, den ganzen Tag nur mit Bands und Rockstars rumzuhängen. Ich wollte davon weg, mich nicht darauf ausruhen. Und ich wusste, dass mich das Drehen eines Films nicht nur als Künstler, sondern auch als Menschen herausfordern würde.

Warum?

Als Fotograf ist es leichter, sich hinter seiner Kunst zu verstecken, die Dinge im Diffusen zu lassen. Fast jedes Foto, das eigentlich misslungen ist, lässt sich ironisch umdeuten. Bei Filmen geht das nicht. Wenn man einen Film dreht, muss man sich als Mensch und Künstler offenbaren, man muss die Hosen runterlassen. Ausserdem: Regie zu führen, ist eine Tortur, überhaupt nicht vergleichbar mit der Fotografie. Als Regisseur musst du in jeder Sekunde präsent sein, Anweisungen geben, alles überblicken. Für einen stillen Menschen wie mich liegt darin noch heute eine Hürde, die ich jedes Mal überspringen muss.

Wer oder was hilft Ihnen dabei?

von Alfred Hitchcock, Robert Altman oder Sergio Leone anzusehen. Das war das Grösste für mich. Trotzdem kann ich nicht behaupten, heute auf echtes Filmwissen zurückgreifen zu können. Ich fühle mich auf diesem Gebiet eher wie ein Tourist.

Sie haben weder für das Filmemachen noch für das Fotografieren jemals eine Schule besucht.

Ich habe jedenfalls nichts dergleichen abgeschlossen. Anfang zwanzig, als ich schon wusste, dass ich Fotograf werden wollte, bin ich einmal die Woche nach Den Haag gefahren, um einen teuren Fotokurs zu besuchen. Nach dem dritten Besuch war mir klar: «Ich schmeisse die Sache hin.» Alles war viel zu technisch. Mich hat das Technische an der Fotografie nie interessiert, mir ging es immer um Haltung. Aber die gewinnt man nicht auf einer Hochschule.

Einige der berühmtesten Porträtfotos überhaupt sind fast mühelos durch Schnappschüsse entstanden. Den grossartigsten Filmen liegt in der Regel oft jahrelange Arbeit zugrunde. Hat künstlerische Arbeit, im protestantischen Sinne, einen Wert an sich?

Ist das nicht eine traurige Vorstellung?

Vielleicht ist es einfach nur wahr. Ich habe mich ein wenig damit abgefunden. Das ist wohl auch der Grund, weshalb ich keine Kinder habe. Bei meiner Arbeit muss ich so viel reisen, ich bin ständig unterwegs. Es wäre für alle Beteiligten hoffnungslos.

Auch der Hauptdarsteller Ihres letzten Films galt als einsamer Wolf. In «A Most Wanted Man» spielte Philip Seymour Hoffman seine letzte grosse Rolle. Wie haben Sie ihn erlebt?

Wir haben drei Monate in Hamburg gedreht und waren oft zusammen essen. Er war ein wirklich angenehmer, ruhiger und doch humorvoller Typ. Aber manchmal hat er die anderen Schauspieler provoziert, aus dem Nichts Streit mit ihnen angefangen, nur um etwas in ihnen hervorzukitzeln. Er wirkte wie einer, der ständig auf der Suche nach etwas war, das er nie finden konnte. Ich glaube wirklich, er hat seinen Beruf über die Massen geliebt. Einmal gab es einen Moment, da hat er zu mir gesagt: «Ich hasse das, was ich liebe.»

In einer der längsten und schönsten Einstellungen des Films lassen Sie Hoffman,

Lindt
CONNAISSEURS

„Der Italiener...“

...ein ganz individueller Charakter – wie alle 15 Connaisseurs-Pralinés. Schenken Sie Connaisseurs, die wertvollsten Meisterwerke unserer Maitres Chocolatiers.

Die Angst vor dem Scheitern. Wenn die nicht verlässlich in mir hochkriechen würde, würde ich wahrscheinlich gar nicht als Regisseur arbeiten können. Aber zum Glück haben Filme eine ganz andere Fallhöhe als Fotos: Ein Foto kann mal misslingen, das Drama hält sich in Grenzen. Wenn ein Film in die Hose geht, liegen häufig gleich mehrere Jahre Arbeit und jede Menge Geld im Müll. Als Regisseur spürst du diesen Druck in jeder Sekunde. Für manche ist das eine Bedrohung, für mich ist es ein Segen. Ich brauche die Pistole in meinem Rücken.

Was wussten Sie über das Filmemachen, als Sie damit begannen?

So gut wie nichts. Ich bin kein geborener Filmemacher wie Martin Scorsese, sondern einfach nur jemand, der diesen Weg, Geschichten zu erzählen, schon immer geliebt hat. Als Jugendlicher bin ich jeden zweiten Tag ins Kino gegangen. Mein Heimatdorf hatte kein eigenes Kino, also bin ich immer mehrere Kilometer zu Fuss gelaufen, um mir im nächsten Ort die Filme

Es gibt Leute, die behaupten, grosse Kunst müsse sich aus Leiden und mühevoller Arbeit speisen. Ich halte das für falsch und heuchlerisch. Als Fotograf habe ich Aufnahmen von David Bowie oder Miles Davis gemacht, für die ich nur ein paar Minuten brauchte, die aber heute so berühmt sind, dass sie mich und mein kleines Leben auf jeden Fall überdauern werden. Von meinen Filmen, in denen tatsächlich ungleich mehr Arbeit steckt, würde ich das nicht behaupten. Worin liegt nun also die grössere Kunst? Ich finde, Arbeit und Leiden sind keine Kriterien, um Kunst zu beurteilen.

Die Geschichten, die Sie im Kino erzählen, handeln immer wieder von Einzelgängern. Auch die meisten Ihrer Fotos zeigen einsame Seelen in einer fragilen Welt. Was fasziniert Sie an diesem Motiv?

Ich mag solche Geschichten, weil sie viel mit mir selbst zu tun haben und ich mich darin wiederfinden kann. Ich habe die feste Vorstellung, dass jeder von uns sein Leben am Ende allein verbringt, trotz aller Liebe und trotz aller Freundschaften.

den Blick ins Nichts gerichtet, auf einer Fähre durch den Hamburger Hafen fahren, während um ihn herum Möwen kreisen. Es hat etwas von einer Prophezeiung.

Es ist meine Lieblingsszene. Wir haben sie ohne jeden Schnitt und komplett in der Halbtotale gedreht, damit jede seiner winzigen Regungen zur Geltung kam. Sein Spiel war unglaublich. So minimalistisch und so kraftvoll, als seien seine Augenlider Teil seines Charakters. Er musste bloss an einer Zigarette ziehen – als Fotograf und Regisseur hätte ich ihm stundenlang dabei zusehen können.

Anton Corbijn wurde 1955 in Strijen, Niederlande, geboren. Im Alter von 19 Jahren begann er, als freier Fotograf zu arbeiten und sich durch seine Porträts internationaler Musikstars einen Namen zu machen. Er drehte Musikvideos für Nirvana, U2 und Depeche Mode, deren Konzerttourneen er über zwanzig Jahre lang begleitete. Sein Debüt als Spielfilmregisseur gab Corbijn 2007 mit dem preisgekrönten Film «Control». Es folgten weitere Erfolge mit «The American» (2010) und «A Most Wanted Man» (2014). Er lebt mit seiner Partnerin in Den Haag.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 2 (2) **David Lagercrantz:** Verschwörung (*Heyne*)
- 3 (–) **Charlotte Roche:** Mädchen für alles (*Piper*)
- 4 (4) **Jo Nesbø:** Blood on Snow. Der Auftrag (*Ullstein*)
- 5 (3) **Jussi Adler-Olsen:** Takeover. Und sie dankte den Göttern (*DTV*)
- 6 (5) **Eveline Hasler:** Stürmische Jahre (*Nagel & Kimche*)
- 7 (6) **Hansjörg Schneider:** Hunkelers Geheimnis (*Diogenes*)
- 8 (7) **Paula Hawkins:** Girl on the Train (*Blanvalet*)
- 9 (10) **Guillaume Musso:** Nacht im Central Park (*Pendo*)
- 10 (8) **Lori Nelson Spielman:** Nur einen Horizont entfernt (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (–) **Henning Mankell:** Treibsand (*Zsolnay*)
- 2 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (2) **Guinness World Records 2016** (*Hoffmann und Campe*)
- 4 (3) **Annemarie Wildeisen:** Einfach Wildeisen (AT)
- 5 (4) **Per J. Andersson:** Vom Inder, der ... (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (–) **Max Frisch:** Ignoranz als Staatsschutz? (*Suhrkamp*)
- 7 (7) **Ajahn Brahm:** Der Elefant, der das Glück vergass (*Lotos*)
- 8 (9) **Abby Smith:** Haare flechten (MVG)
- 9 (5) **Gabriel Palacios:** Lass dich einfach geschehen (*Cameo*)
- 10 (10) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Sponsoring

Der niederländische Detailhändler Spar führt in seinen Schweizer Filialen neuerdings eine Schellen-Ursli-Linie. Der eine oder andere Kunde dürfte sich fragen: «Warum?» Hier die Antwort: Spar hat die Verfilmung des Bilderbuchklassikers, die soeben in den Kinos anlief, mitproduziert. «Ohne den finanziellen Beitrag wäre der Film nicht zustande gekommen», heisst es bei Spar. Das Angebot reicht von Schellen-Ursli-Mini-Bündner-Nusstörtli über eine Schellen-Ursli-Bodylotion bis hin zu Schellen-Ursli-Appenzeller-Biberli. Weshalb Spar-Konkurrentin Migros, die unter anderem Heidi-Produkte führt, nicht in die Filmfinanzierung eingestiegen ist, liegt auf der Hand: Geissenpeter wäre bestimmt eifersüchtig, wenn Schellen-Ursli in den Regalen neben Heidi läge. (bb)

Literatur

Bauernopfer gibt es überall

Hans Magnus Enzensberger hat einen Roman über das Geld und die Imperien des Kapitals geschrieben – scharfsinnig, amüsant, inspirierend. Von Pia Reinacher

Bevor der Roman einsetzt, kündigt – sorgfältig eingerückt und mit dem Bild einer uralten Banknote illustriert – ein bitterböses Verdikt Voltaires das Leitmotiv an: «Papiergeld kehrt irgendwann zu seinem inneren Wert zurück – null.» Hans Magnus Enzensberger hat einen Wirtschaftsroman geschrieben, der spielerisch als Roman konzipiert ist. Er kreist um eine überspannte, mit allen Wassern gewaschene alte Dame. In Wahrheit aber ist es eine ebenso schlitzohrige wie informative Abrechnung mit dem Kapitalismus und dem Homo oeconomicus oder genauer: mit der kopflosen Gier nach dem grossen Geld, die inzwischen alle Schichten erfasst hat, alle anderen Werte aufzusaugen scheint und nicht wenige Zeitgenossen zu wandelnden Excel-Listen macht.

Enzensbergers Buch ist bemerkenswert unideologisch, aber voller präziser Details über die Grundwerte der Wirtschaftswelt – man hätte das dem früheren rabiaten Randalierer, selbstdefinierten Linken und erklärten Bürgerschreck gar nicht zugetraut. Hilfreich für diese entspannte Haltung ist eventuell, dass Enzensberger selbst inzwischen als reichster Schriftsteller Deutschlands gilt, was er zwar vehement bestreitet – ob es stimmt, wissen naturgemäss nur die Götter beziehungsweise die deutschen Steuerfahnder. Jedenfalls kommt er, was Geldanlagen, Geldflüsse, Investitionen, Aktienanlagen und Vermögenszuwächse angeht, ziemlich gut draus. Nur ein Kenner kann sich im Gewässer der Geldwirtschaft derart schwerelos bewegen, sie gleichzeitig darstellen und karikieren. Beifügen müsste man noch: Nur ein älterer Schriftsteller, der sich noch nicht vom rasenden Sog der Buchproduktion mitreissen liess, kann mit derart detaillierten Zitaten und Fakten aus Politik, Wirtschaft und Medien, aus der Weltliteratur sowie mit pikanten, in Zeitungen ausgebreiteten *faits divers* aufwarten. Der Mann muss über eine enorme Belesenheit, aber auch über einen gigantischen Zettelkasten verfügen.

Gier und Geiz

Sein Roman funktioniert als Kaleidoskop und ist auf drei Ebenen konzipiert: Einerseits geht es um Tante Fé, diese steinreiche, zweimal gewinnbringend verheiratete, glücklich verwitwete Dame mit einer Villa an bester Lage am Genfersee. Sie besucht regelmässig ihre armen Verwandten in München, steigt standesgemäss im Penthouse des Kempinski-Hotels «Vier Jahreszeiten» ab und führt bei dieser Gelegenheit ihre Nichten und Neffen in einer Art Nacherzie-

hung in die Welt des Geldes ein. Andererseits ist der Roman gespickt mit am Buchrand eingerückten Zitaten zum Thema Geld. Diese konterkarieren die Romanhandlung. Sie belegen, dass die Geldgelüste uralte und Laster wie Gier und Geiz schon immer omnipräsent waren. Drittens illustriert Enzensberger die Handlung mit alten und neuen Bildern, Statistiken, Originaldokumenten aus der Wirtschaft Europas und verschafft der Romanhandlung damit eine authentische Legitimation: «Wir reden», so die Botschaft dieser visuellen Beigaben, «nicht von einer durch einen etwas missmutig gewordenen Schriftsteller erfundenen Welt, sondern ich zeige euch jetzt mal, wie es in der Wirklichkeit des Kapitalismus zugeht.»

Keine schlechte Idee. Denn mit diesem Konzept wird der Roman locker und mehrdimensional. Und man muss die ganze Zeit lachen über das scharfzüngige Potenzial, das im reinen Zitieren liegt. «Die dümmsten Ratten sind die, die das Schiff verlassen, das gar nicht sinkt», öffnet er Wolfgang Schäuble nach. Gleich daneben schreibt er in der Bildlegende unter der Abbildung («Luxemburg-Leaks») eines selbstzufrieden und behäbig dasitzenden Jean-Claude Juncker: «Wenn es ernst wird, muss man lügen. J.-C. Juncker, Ex-Premier- und Finanzminister – verantwortlich für die speziellen Steuervereinbarungen Luxemburgs mit grossen Unternehmen – seit 2014 Chef der EU-Kommission.» Oder: «Billionen Derivate waren Ende 2014 unterwegs – der grösste Teil der Wetten ist ungedeckt.» Einfallreiche Blütenlese auch aus der Weltliteratur: «Sobald das Geld im Kasten klingt, / die Seel sich auf gen Himmel schwingt» (Hans Sachs), oder kurz und bündig mit Lichtenberg: «Im Deutschen reimt sich Geld auf Welt: es ist kaum möglich, dass es einen vernünftigeren Reim gebe.»

Dem Schriftsteller gelingt es, mit der munteren Tante Fé, die es faustdick hinter den Ohren hat, über weite Strecken eine Figur aus Fleisch und Blut zu schaffen. Wenn sie die drei Federmann-Kinder jeweils in ihre Obhut nimmt und im Luxushotel mit Leckereien verwöhnt, gibt es jedes Mal eine Lektion über das Blabla der Börsianer, über Schattenwirtschaft, Schwarzgeld und Schwarzarbeit, über die tausend Tricks der grossen Konzerne, mit denen sie ihre Bilanzen «auffrischen» und die Schulden kleinrechnen, über listige Steuerberater und libidinös auf Geld fixierte Steuerbeamte, über die Lehren von Angebot und Nachfrage und darüber, dass die FAZ ein Hausblatt des deutschen Kapitals sei –



Ohne Belehrung und Moralinsäure: Autor Enzensberger, 86.

wobei man wetten würde, dass Enzensberger es in- und auswendig lernt, so gut kennt er sich mit Zitaten aus dieser Zeitung aus. Müssten mal wieder bedauernswerte Betrügereien und Verstösse gegen Wirtschaftssanktionen und Geldwäsche von Banken gemeldet werden, fehle es der Zeitung nicht an Verständnis für die hartgeprüfte Branche – natürlich gäbe es überall schwarze Schafe, wobei bedauerlicherweise dann der eine oder andere Herr aus der Schafherde sich plötzlich aus dem Fenster stürze oder erhängt unter einer Londoner Brücke gefunden werde. Bauernopfer gäbe es überall. Tante Fé, die den Roman zusammenhält, ist

eine allwissende, kluge Dame wie aus einem Roman von Thomas Mann oder Honoré de Balzac – aber wenn sie dann jeweils eloquent über das ökonomische Desaster Europas parliert, merkt der gewitzte Leser, dass es nur der verkleidete Enzensberger ist, der zu uns redet. Immerhin erlaubt ihm die Kunstfigur, ohne Belehrung und Moralinsäure seine pointierte Meinung zu vermitteln – und man liest es erst noch gerne.

Hans Magnus Enzensberger: Immer das Geld!
Ein kleiner Wirtschaftsroman. Suhrkamp. 213 S., Fr. 32.90

Jazz

Music minus one

Von Peter Rüedi

Wieder einmal muss vor dem Titel einer CD gewarnt werden. Das Trio von Pianist Danilo Pérez, Bassist John Patitucci und Drummer Brian Blade, kein konventionelles Piano-Trio, sondern als gleichseitiges Dreieck eine demokratische Angelegenheit, ist seit dem Jahr 2000 zusammen. Aber so recht bekannt wurden die drei durch die Zusammenarbeit mit dem charismatischen Wayne Shorter, der hier als grosser Abwesender doch ständig als Bezugspunkt beschworen wird. Von Shorter, sagt Pérez, hätten sie gelernt, «über Musik nicht in musikalischen Begriffen zu denken, sondern sie als ein Mittel zur Verbesserung der Gesellschaft» zu verstehen. Das klingt etwas erschreckend nach einem spirituellen Überbau, wie eben auch der Titel «Kinder des Lichts» uns an «Monte Verità» und ähnliche lebensphilosophische Erlösungsideale erinnert. Dass sich dadurch nur niemand davon abschrecken lässt, sich auf diese sehr dichte und gleichzeitig heitere Musik einzulassen. Die Affiche ist kein Programm, sondern eine Anspielung auf eine frühe Komposition von Shorter, die «Children of the Night» hiess. Die Lichtmetaphorik zieht sich zwar durch eine ganze Reihe von Stücktiteln auf dieser CD («Moonlight on Congo Square», «Lumen», «Light Echo», «Looking for Light», «Luz del alma»), und zwischendurch kippt ein Stück, das mit einkopiertem Kindergeschrei verspielt beginnt, in ein veritables Pathos («Milky Way»). Aber insgesamt ist der Jazz dieses stupenden Trios durchaus von dieser Welt, und zwar bei aller Komplexität auf eine mitreissende Art. Nochmals Pérez (er ist nicht der Leader dieses sehr orchestralen Trios, aber sein Aussenminister): «Wir können das tun, was ich <comprovisé>, spontane Komposition, nenne, mit dichten harmonischen und melodischen Formen, aber wir können auch die Schönheit einer einfachen Harmonie erkunden.» Es gibt hier Momente von balladenhaftem Zauber, aber in den meisten Stücken kontrastiert eine intensive, auch auf Brüche angelegte Rhythmik mit komplexer Harmonik und kühnen melodischen Wendungen. Brillante Musik für den Kopf im Bauch und den Bauch im Kopf.



Pérez, Patitucci, Blade:
Children of the Light.
Mack Avenue MAC 1104
Live am 26. Oktober im
Zürcher «Moods»

Top 10

Knorr's Liste

| | | |
|----|---------------------------------------|-------|
| 1 | Sicario | ★★★★★ |
| | Regie: Denis Villeneuve | |
| 2 | Inside Out | ★★★★☆ |
| | Regie: Pete Docter | |
| 3 | Der Staat gegen Fritz Bauer | ★★★★☆ |
| | Regie: Lars Kraume | |
| 4 | The Martian | ★★★★☆ |
| | Regie: Ridley Scott | |
| 5 | The Program | ★★★★☆ |
| | Regie: Stephen Frears | |
| 6 | 45 Years | ★★★★☆ |
| | Regie: Andrew Haigh | |
| 7 | Maze Runner: The Scorch Trials | ★★★★☆ |
| | Regie: Wes Ball | |
| 8 | Ich und Kaminski | ★★★★☆ |
| | Regie: Wolfgang Becker | |
| 9 | The Intern | ★★★★☆ |
| | Regie: Nancy Meyers | |
| 10 | Everest | ★★★★☆ |
| | Regie: Baltasar Kormákur | |

Kinozuschauer

| | | |
|--------|---------------------------------------|--------|
| 1 (-) | The Martian | 32 343 |
| | Regie: Ridley Scott | |
| 2 (-) | Inside Out (3-D) | 27 297 |
| | Regie: Pete Docter, Ronnie Del Carmen | |
| 3 (1) | Fack ju Göhte 2 | 15 113 |
| | Regie: Bora Dagtekin | |
| 4 (4) | The Intern | 9092 |
| | Regie: Nancy Meyers | |
| 5 (-) | Sicario | 8108 |
| | Regie: Denis Villeneuve | |
| 6 (3) | Everest (3-D) | 7006 |
| | Regie: Baltasar Kormákur | |
| 7 (2) | Maze Runner: The Scorch Trials | 6454 |
| | Regie: Wes Ball | |
| 8 (-) | Er ist wieder da | 4746 |
| | Regie: David Wnendt | |
| 9 (-) | Pan (3-D) | 4379 |
| | Regie: Joe Wright | |
| 10 (-) | 45 Years | 3486 |
| | Regie: Andrew Haigh | |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

| | |
|--------|--|
| 1 (1) | Avengers – Age of Ultron (Disney) |
| 2 (2) | Mad Max: Fury Road (Warner) |
| 3 (3) | Honig im Kopf (Warner) |
| 4 (-) | House of Cards – Staffel 3 (Sony) |
| 5 (4) | Fast & Furious 7 (Universal) |
| 6 (5) | Tinkerbell und die Legende ... (Disney) |
| 7 (6) | Pitch Perfect 2 (Universal) |
| 8 (7) | Fack ju Göhte (Rainbow) |
| 9 (10) | Traumfrauen (Warner) |
| 10 (8) | Der Knastcoach (Warner) |

Quelle: Media Control



Wie aus dem Bilderbuch: «Schellen-Ursli».

Kino

Ab und hinauf ins Baumhaus

Der Schweizer Film greift mit «Schellen-Ursli» und dem Remake von «Heidi» auf alte Werte zurück. Nur «Amateur Teens» lässt hoffen, dass die Gegenwart nicht ausgeblendet wird. *Von Wolfram Knorr*

Bahnt sich in der Schweiz, zumindest in der deutschsprachigen, eine Restauration an, eine Rückkehr zu alten Werten nach dem Motto: «Ora et labora, Heimat, deine Sterne»? Sehnt man sich nach heimeligen Refugien angesichts der Stürme einer radikal sich verändernden Welt, die einen umtosen? Im Film, dem Radar zur Wahrnehmung der Stimmungslage, gibt es Anzeichen dafür. In der Vorweihnachtszeit startet ein Remake von Johanna Spyris Weltbestseller «Heidi», und in den Kinos ist «Schellen-Ursli» angelaufen; auch eine Gutschrift aus dem helvetischen Gefühlshaushalt. «Schellen-Ursli», ein Bilderbuch, wurde wie «Heidi» zum Exportschlager, blieb aber im Rahmen des Exotischen (kuriose Folklore), während das Weidepflänzchen die Schweiz zum «Heideland» erhob und das (Selbst-)Bild in alle Welt trug. «Suisse Garantie» ist mit der herzigen «Heidi» eng verknüpft.

Johanna Spyri (1827–1901) erfand sie in der Hochblüte der Industrialisierung, in der die bürgerliche Kultur sich mit Eskapismus aus der Wirklichkeit eskamotierte. Land wurde gegen Stadt ausgespielt, Natur gegen Zivilisation, und das Kind wurde zur Metapher des Sanften, Engelhaften, Natürlichen. «Das Kind» war der Mensch vor dem Sündenfall; und der «Sündenfall» hiess Zivilisation, Industrie, Technik, Grosstadt, soziale Probleme und Kampf der

Klassen. Wie das in der Realität ungefähr ausgesehen hat, lässt sich bei Charles Dickens («Oliver Twist») nachlesen. Bei Johanna Spyri gibt's kein Elend, keine Tretmühlen; nur einen transzendierenden Glanz des Nesthockeridylls. Spyris Romane sind Biedermeier pur.

Wo bleibt die Ironie?

Und dort wurde vor allem geklettert; auf Bäume, Berge, in luftige Höhen (typisch das «Kletterbüblein» von Friedrich Güll). Der «Schweizerische Robinson» von Johann David Wyss (1812), der übrigens noch erfolgreicher war als «Heidi», baut sich der Held auf einer einsamen Insel ein Baumhaus. Heidi ist natürlich nicht von der kecken Wildheit des Kletterbübleins. Dafür sind die Jungs zuständig, Geissenpeter. Ein Lausbub, während sie – auch typisch fürs Genre – eine Weise ist. Ihr Handlungs- und Ordnungsrahmen sind Wiesen, Berge, Hütten, die zur lauschigen Gartenlandschaft zusammenschnurren; und oben thront der Alpöhi. Heidis substanzieller Charakterzug ist Heiterkeit, aber immer auf dem Grunde der Schwermut. Die macht sich bemerkbar in der Fremde, der Grosstadt, bei einer Tante und einem gelähmten (!) Mädchen, das nur in den Bergen geheilt werden kann nach dem Motto: «In der Natur ist die Stube sauber.»

«Schellen-Ursli» von Selina Chönz und Alois Carigiet entstand 1945, als eine neue Restaura-

tion sich anbahnte. Es beginnt mit dem Reim: «Hoch oben in den Bergen, weit von hier, da wohnt ein Büblein so wie ihr.» Es handelt von einem Brauch, bei dem Kinder singend und schellend durchs Dorf ziehen, um den Winter zu vertreiben. Ursli hat nur ein kleines Glöckchen und wird deshalb von den anderen gehänselt. Kurz entschlossen macht er sich im Winter auf den mühsamen Weg hinauf in eine Alphütte, wo sich eine grosse Kuhglocke befindet. Das ganze Dorf ist beunruhigt über das Verschwinden des Knaben, der am nächsten Tag stolz mit der Glocke erscheint und den Umzug anführen darf. Prägend blieben die Illustrationen von Carigiet. Um aus diesem Kinderbuch einen abendfüllenden Film zu machen, muss kräftig Handlung zuerfunden werden, wogegen nichts zu sagen ist; auch nicht gegen das visuelle Flair, um die Carigiet-Illustrationen



Gnadenlos einbalsamiert: «Heidi».

lebendig werden zu lassen. Aber warum muss daraus gleich schwerer Süsstoff werden, ohne Hauch von Ironie, ohne Tröpfchen Säueris und Bitternis aus der Wirklichkeit?

Regisseur Xavier Koller hat seit seinem Remake vom «Dällebach Kari» («Eine wen iig, dr Dällebach Kari», 2012) Übung darin. Und die Trailer der kommenden «Heidi» (lieber nicht nachzählen, die wievielte Verfilmung es ist) lassen vermuten, dass auch hier gnadenlos weggetüncht und einbalsamiert wird und die Filme

Fragen Sie Knorr

Im amerikanischen Film wird geflucht, was das Zeug hält. Wir, eine Gruppe von Schülern, würden gerne wissen, wie das begonnen hat. Oder war das schon immer so? R. B., Zürich

Mit dem Ton kam eine Dimension ins Bilder-Spiel, die viele mehr schockte als das Bild allein. In den sogenannten Pre-Code-Filmen wurde des Realismus wegen geflucht. In

«Glorifying the American Girl» (1929) fiel dreimal «damn» und in «Höllenvlieger» (1930) «that son of a bitch!». Das Publikum fand das aufregender als Mae West mit ihren visuellen



an jene Insekten in Bernstein erinnern, die schön anzuschauen und eine Zierde für Vitrinen sind. Man darf gespannt sein, welche Durchsetzungskraft sie bei der Twitter- und Facebook-Generation haben werden und zwischen «James Bond», «Hunger Games» und «Star Wars».



Wahrhaftige Jugend: «Amateur Teens».

In den fünfziger Jahren, als die Heimatfilmwelle boomte («Heidi und Peter», «Uli, der Knecht»), war diese ein Fluchreflex auf den Kalten Krieg und die Atomkriegsängste.

Und heute? EU? Flüchtlingswelle? Vielleicht aber ist es viel banaler, vielleicht ist es schlicht Ratlosigkeit einer Filmszene, die die soziale wie politische Gegenwart nicht interessiert und deshalb lieber hinauf ins Baumhaus flüchtet, wo schöne unverfängliche Werte lagern. Dort liegen etwa «Rosen-Resli» (auch ein Spyrri-Stoff), reif für eine Neuverfilmung, und der «Schweizer Robinson». Warum wird der eigentlich nicht verfilmt? Vielleicht meint man, angesichts der Landfrauen und ihrer Landküchen im Fernsehen und von Printmagazinen wie *Landlust* und *Landleben*, einen Trend abgreifen zu müssen. Jenseits dieser Gartenlaubenseligkeit gibt es aber noch Hoffnung: «Amateur Teens» von Niklaus Hilber bietet einen erfrischenden (Ein-)Blick in die Welt wahrhaftiger Jugend. Auf dem 11. Zurich Film Festival wurde das Spielfilmdebüt mit dem Publikumspreis ausgezeichnet. Jetzt läuft es im Kino.

Sex-Gesten – und die katholischen Organisationen auch. Diese machten einen derartigen Wirbel, dass der Hays Code mit seinen strikten Don'ts zum Zug kam. Kaum zu glauben, aber bis in die sechziger Jahre wurden Kraftausdrücke zensiert. Erst 1967 wurde «Shit» erlaubt. Höhepunkt war Martin Scorseses «Goodfellas» (1990). 246-mal wird «fuck» gebellt! Danach fielen die Schranken.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernsehkritik

Genial banal

Von Alex Baur

Das wir nachts schlafen, scheint das Natürlichste auf der Welt zu sein. Zwar soll jeder vierte Schweizer an Schlaflosigkeit leiden. Doch interessiert uns das wirklich? Die Betroffenen wissen, wie sich das anfühlt (zum Heulen nämlich), und die andern wollen das Leiden vielleicht nicht unbedingt miterleben.

Die Hürde war also hoch, umso grösser das Verdienst von Dokumentarfilmer Hanspeter Bäni: Er hat es (wieder mal) geschafft, uns mit einem banalen Alltagsthema fünfzig Minuten lang an den Bildschirm zu fesseln. An sich sind die Geschichten von vier Menschen, die an Schlaflosigkeit leiden, unspektakulär. Doch Jürgen Sahli, Bernhard Marti, Martina Ritter und Urs Z'graggen sind keine abstrakten Figuren.

Bäni ist es gelungen, eine fast unerschämte Nähe zu diesen Menschen zu schaffen, die wir mit Infrarotkameras bis in ihre intimste Sphäre begleiten, in ihr



Die richtigen Fragen: Dok-Filmer Bäni.

Schlafzimmer. Und er brachte sie nicht nur zum Reden, er stellte vor allem auch die richtigen Fragen – und bekam auf diese immer wieder überraschende Antworten.

Radio-Argovia-Chef Sahli hat viel Stress, kein Wunder, kann er nie abschalten. Alles klar? Die Yoga-Therapeutin Ritter, die andere zum Entspannen bringt, nur selber keine Ruhe findet, bringt alles wieder durcheinander. Alle ringen sie um Erklärungen. Ein Kindheitstrauma? Die Solaranlage auf dem Dach? Die Twitter-Manie? Ist die seelische Leere Ursache oder Folge des Schlafmangels? Man ahnt, dass die Probleme ganz woanders liegen. Doch das Leben geht weiter, jeder kämpft auf seine Art für ein besseres Leben. Ausser Z'graggen: Er fühlt sich zu müde für diesen Kampf.

«Wenn der Schlaf ausbleibt»: «DOK», SRF 1, 8. Oktober, 20.05 Uhr

Noble Geste

Vernissage der Ausstellung «Hodler-Anker-Giacometti» im Museum Oskar Reinhart in Winterthur. *Von Hildegard Schwaninger*



Musik spielte eine Hauptrolle: Alphornklänge im Museum Oskar Reinhart in Winterthur.

Das Museum Oskar Reinhart in Winterthur hat geschafft, was man lange für unmöglich hielt: **Christoph Blocher** zeigt seine Kunstsammlung. Jedenfalls einen Teil davon. Achtzig Meisterwerke seiner 400 Bilder von Schweizer Künstlern des 19. und von Anfang des 20. Jahrhunderts sind in der Ausstellung «Hodler-Anker-Giacometti» zu sehen. Die Ausstellung ist eine Pracht; Christoph Blocher selbst war, als er – erst am Tag der Vorvernissage – seine Bilder, die zu Hause in seiner Villa dichtgedrängt an den Wänden hängen (in Petersburger Hängung), so grosszügig in Winterthur an den in Himmelblau, Ochsenblutrot und Fliederviolett gestrichenen Wänden sah, überwältigt (er hatte den Ausstellern bei der Gestaltung freie Hand gelassen). Die Bilder, vor allem den «Schulspaziergang» und das «Bildnis eines Mäd-



Kunstsammler Blocher an der Eröffnung.

chens» von Albert Anker, die seit zwanzig Jahren in seinem Esszimmer hängen – immer auf dem gleichen Platz (obwohl er sonst ein grosser «Umhänger» ist) –, vermisst er bereits. «Es ist, als wäre jemand von der Familie nicht da.» Mehr als drei Monate muss er sich jetzt gedulden. Die Ausstellung dauert bis 31. Januar 2016.

Die Vernissage am Samstagmittag war eine grosse Danksagung an den Politiker, Unternehmer und Kunstsammler Christoph Blocher. «Eine private Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ist eine noble Geste. Zeugt von Grosszügigkeit», bedankte sich **Barbara Gottstein-Hafter**, Präsidentin der Stiftung Oskar Reinhart. Der Winterthurer Stadtpräsident **Michael Künzle** freute sich sichtlich, dass Blocher Winterthur und nicht Zürich mit seiner Generosität beehrte. Museumsdirektor **Marc Fehlmann** durfte mit dieser Ausstellung noch einen Markstein setzen, bevor er – nach seiner kurzen Amtszeit in Winterthur – nach Berlin weiterzieht. Im Deutschen Historischen Museum wird er Sammlungsdirektor.

Christoph Blocher sass in der ersten Reihe, neben ihm seine Frau **Silvia**, die ein Korrektiveto bei der Sammlung hat (Fehlmann: «Wenn sie nicht wäre, sähe die Sammlung anders aus»), sowie Töchter, Schwiegersohn und Enkel. Er sei «gerührt», sagte er in seiner kurzen Dankesrede. Winterthur sei das kulturelle Einzugsgebiet seiner Kindheit gewesen: «Ich bin in der Nähe

aufgewachsen; Winterthur war eine Stadt der Kunst und Kultur; als ich in der landwirtschaftlichen Schule war, gab es hier freie Abendkonzerte, die ich besuchte.»

Musik spielte eine Hauptrolle, Blocher ist grosser Musikliebhaber. Die Compagnia Rossini sang und spielte ergreifend. Die vier Sängern – athletisch-schlank, lange Kleider, nackte Arme – sahen aus wie einem Hodler-Gemälde entsprungen. Sie sangen Rossinis «Wilhelm Tell», Mozart (ein Liebling Blochers), Brahms, Giordano, Carl Zeller, Donizetti. Die Musiker aus der Surselva (fünf von den acht heissen Caduff) sind Blochers «Hauskapelle»; er engagiert sie auch für Feste auf seinem Schloss Rhäzüns. Alphornklänge gab es natürlich auch (beim Eintreffen der Gäste), und beim Steh-Lunch wurde das serviert, wovon sich die Schweizer Landbevölkerung zu Zeiten Hodlers und Ankers ernährte: Kartoffeln. Und es gab Basler Lächerli, so viel man wollte. Lächerli-Huus-Besitzerin **Miriam Blocher** war mit ihrem Mann **Matthias Baumann** (Chef Möbel Pfister) und Söhnchen **Marc** (Numero zehn der Blocher-Enkel) anwesend.

Ein Reporter fragte Blocher an der Vernissage, was seine Sammlung wert sei. Blocher meinte, das sei eigentlich egal, weil er nicht vorhabe, sie zu verkaufen. Er wisse es nicht. Das Bild, für das Blocher am meisten bezahlt hat (zwanzig Millionen Franken) ist Ferdinand Hodlers «Der Grammont» aus dem Jahr 1905. Vis-à-vis hängt



Winterthurs Stadtpräsident Michael Künzle.

«Der Grammont in der Morgensonne», das Hodler 1917, ein Jahr vor seinem Tod, gemalt hat. Es ist das Lieblingsbild von Silvia Blocher, die sich freut, dass es «bei der Beleuchtung im Museum noch mehr leuchtet als bei uns zu Hause». Ankers «Turnstunde in Ins» machte Schlagzeilen, als Blocher das Bild 2013 für 7,5 Millionen Franken in der Galerie Koller (**Cyril Koller** war auch an der Vernissage) ersteigerte. Die Bilder, die in Winterthur an der Wand hängen, sind mindestens eine halbe Milliarde Franken wert.

Auf die Frage, was seine Kunstwerke bei ihm selbst auslösen, wird Christoph Blocher ganz konkret: «Betroffenheit über die Erhabenheit der Welt.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Der Richtige

Die Betreuungsfachfrau Jessica Artho, 26, und der Gebäudemanagement-Mitarbeiter Christoph Gredig, 28, haben kürzlich geheiratet. Da lag bereits einiges hinter ihnen.



«Roter Faden»: Ehepaar Gredig-Artho.

Christoph: Bereits nach dem ersten Treffen hatte ich Schmetterlinge im Bauch. Am Wochenende darauf trafen wir uns erneut, wobei es dann beim Abschied zu unserem ersten Kuss kam. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht klar, ob wir nun offiziell zusammen sind und was dieser Kuss beim jeweils anderen bedeutete. Es war eindeutig Liebe im Spiel. In den folgenden Jahren wurde diese immer stärker.

Jessica: Wir spekulierten recht früh über die Zukunft und merkten schnell, dass es einfach passt. Mit dem Heiratsantrag wollte sich Christoph nicht unter Druck setzen lassen. Er wollte den Moment dafür selbst bestimmen. Der kam dann schneller als gedacht: Zuerst machten wir einen Ausflug in ein Tropenhaus, und nach einem romantischen Abend ging Christoph tatsächlich auf die Knie und hielt mir einen Verlobungsring hin. Ich war überglücklich. Doch das Glück währte leider nicht lange.

Christoph: Im Sommer 2013 erhielt ich dann die völlig unerwartete Diagnose: Lymphdrüsenkrebs mit einem Tumor zwischen Herz und Lunge. Darauf folgten sechs Monate Chemotherapie mit allen dazugehörigen Nebenwirkungen. Es war eine sehr schwierige Zeit.

Jessica: Ich wollte ihn zum Kämpfen motivieren und zusammen mit ihm optimistisch sein, obwohl ich die meiste Zeit am liebsten nur geweint hätte. Natürlich macht man sich in solch einer Situation auch Gedanken über die Zukunft, denn es war klar, dass er der Richtige für mich ist. Ich konnte mir ein Leben ohne ihn einfach nicht vorstellen.

Christoph: Ich treibe regelmässig Sport, trinke wenig Alkohol, rauche nicht und war zum Zeitpunkt der Diagnose erst 26 Jahre alt. Aber manchmal will es das Schicksal eben an-

«Jessica machte mir klar, dass es sich lohnt, für unsere Zukunft zu kämpfen.»

ders. Es gab Tage, an denen ich stark war. An anderen Tagen war ich sehr geschwächt von den Nebenwirkungen, und ich hatte einfach keine Kraft, um positiv zu sein. Jessica konnte mich immer wieder motivieren und machte mir klar, dass es sich lohnt, für unsere Zukunft zu kämpfen. Es hat sich gelohnt. Seit eineinhalb Jahren bin ich nun «krebsfrei». Geheilt kann man mich nach so kurzer Zeit noch nicht nennen, aber der Tumor ist bis auf ein kleines Narbengewebe zurückgegangen, und die Chancen, dass es so bleibt, stehen gut.

Jessica: Nach dieser Zeit wollten wir die Zukunft angehen und die Ehe wagen. Das Verlobungsfest fiel wegen der Krankheit ins Wasser, so machten wir uns gleich an die Hochzeitsplanung. Dass wir in guten wie in schlechten Zeiten zusammenhalten, hatten wir bereits bewiesen.

Christoph: Es war uns wichtig, dass ein roter Faden erkennbar war und alles gut zusammenpasste. Alles in allem ist dieser Tag gut gelungen, und so, wie wir es empfunden haben, waren alle glücklich und zufrieden. Nun möchten wir unser Glück geniessen, reisen und hoffentlich werden wir alle Zukunftspläne, die Jessica auf der Genesungskarte darstellte, als ich so krank war, realisieren können.

www.stretch.ch (A. Kuhn/Aarau)
Protokoll: Franziska K. Müller

Pointiertes Nichts

Von Andreas Thiel — Die Frau ist ein Rätsel, welches mit seiner Lösung identisch ist.

Leserin: Ihre letzte Kolumne mit den Nobelpreisträgern habe ich nicht verstanden.

Thiel: Die mit den Cholecystokinin- und den Oxytocinbomben? Ich gebe zu, es handelt sich um einen typisch männlichen Umgang mit Hormonen.



Leserin: Muss der Mann denn immer alle Probleme mit einer Bombe lösen?

Thiel: Das einzige Problem, welches der Mann nicht mit einer Bombe lösen kann, ist die Frau. Denn das Problem liegt darin, dass es sich bei der Frau um ein Problem in der Form eines Rätsels handelt. Und die Lösung dieses Rätsels ist die Frau selbst. Ein Problem, welches mit seiner Lösung identisch ist, wird der Mann nie verstehen.

Leserin: Müssen Sie immer so geschwollen reden?

Thiel: Ich habe gerade ein Buch geschrieben, ein Standardwerk, denn es soll ein Bestseller werden, und es würde mich nicht wundern, wenn man mir dafür den Literaturnobelpreis verleihen würde. Es ist eine kulturhistorische Abhandlung über Bescheidenheit und Demut.

Leserin: Wo liegt der Unterschied?

Thiel: Bescheidenheit ist protestantisch, Demut katholisch.

Leserin: Ich habe das Gefühl, dass Sie hier nur lügen und bluffen.

Thiel: Im Gegenteil – die wichtigste Regel der Rhetorik lautet: «Nicht lügen, nicht bluffen.» Aber ohne zu bluffen und zu lügen, hätten die meisten nichts mehr zu sagen und wären langweilig.

Leserin: Sie hingegen denken, Sie hätten etwas zu sagen und seien nicht langweilig?

Thiel: Nein. Aber ich bin Satiriker.

Leserin: Was heisst das?

Thiel: Ich kann das, was ich nicht sage, sehr pointiert nicht sagen.

Leserin: Lügen Sie denn nie?

Thiel: Nur auf die Frage, ob ich die AGB gelesen habe.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Vin de soif

Von Peter Rüedi



Das Wort ist scheusslich, aber was es meint, ist nicht von der Hand zu weisen. Andreas März, der etwas fundamentalistische, aber verdienstvolle Herausgeber der Zeitschrift *Merum*, ein enragierter Kämpfer für die unverfälschten italienischen Weingenüsse, braucht es mit Vorliebe: «Trinkig» nennt er öfter mal ein Gewächs, wohl weil er die deftigere Vokabel «süffig» scheut. Wie auch immer: Was die Franzosen einen *vin de soif* nennen, steht meist im Schatten der für die meinungsbildenden Degustationsrunden noch zusätzlich aufgepumpten Parade-Kreszenzen, die uns dann auf dem heimischen Tisch oft genug nach einem Glas die Kehle zuzschnüren. Will sagen: Die Macht- und Prachtfaltung eines Weins ist nur bedingt ein Kriterium für den praktischen Gebrauch desselben, und eigentlich ist es schwer verständlich, weshalb die Einsicht so schwer zu vermitteln ist, dass ein einfacher, sagen wir unverschämt: ein süffiger Wein gemessen an seinem Anspruch (und seinem Preis!) ebenso vollkommen sein kann wie die prestigösen Ikonen. Womit wir bei einem Lehrbeispiel erster Klasse wären, dem Frappato 2013 der Produzenten COS im südlichen sizilianischen Vittoria, einer Weingegend, über der schon der heisse Atem Afrikas weht. Dass die beiden Pioniere Giambattista Cilia und Giusto Occhipinti, die in der Region, für die die EU schon Rodungsprämien ausgesetzt hatte, seit 1980 mit Erfolg eine Renaissance von (namentlich autochthonen) Qualitätsweinen, darunter eben dem Frappato, anstossen konnten, mag wie ein Wunder erscheinen, wie mir der Umstand, dass in dieser heissen Ecke eine so frische, fein nach Rosen und anderen Blüten, Pfeffer und Grapefruit duftende helle Freude gedeiht. Die Version von 2013 spielt mit ihrem an Vollkommenheit grenzenden Gleichgewicht nochmals in einer anderen Kategorie als der vorletztes Jahr an dieser Stelle empfohlene Elfer. Fabelhaft. Eine Widerlegung aller Klischees von sizilianischen gekochten Alkoholbomben, die es ja tatsächlich noch immer gelegentlich in die Regale unserer Grossverteiler verschlägt.

COS Frappato IGT Sicilia 2013. 12%. Cultivino, Bern. Fr. 20.–. www.cultivino.ch

Jugendlicher Feinsinn

Sven Wassmer vom «Silver» in Vals ist die «Entdeckung des Jahres». Die Generation Caminada übernimmt. Von David Schnapp



Das Wesentliche auf einem Teller: Sven Wassmer.

Kürzlich kam bei einem ausgezeichneten Nachtessen eine Diskussion auf, in der es um die Frage ging, ob Spitzenkoch Andreas Caminada seinen kulinarischen Ruhm zu sehr in gewinnbringende geschäftliche Aktivitäten umleitet: Der Mann hat Werbeverträge, verkauft Kalbsjus, Messer und ein eigenes Magazin. Man kann das kritisieren, ich sehe jedoch nicht ein, warum. Caminada ist Unternehmer, hat weder einen Mäzen im Rücken noch ein grosses Hotel zur Quersubvention.

Caminadas grösste Leistung aber geht in solchen Diskussionen oft vergessen. Wie keinem anderen ist es ihm gelungen, dem Metier in den letzten Jahren Impulse zu geben und eine ganze Generation junger Köche zu prägen: Nenad Mlinarevic, vom «Gault Millau» eben zum «Koch des Jahres 2016» erkoren, und Sven Wassmer, gleichzeitig als «Entdeckung des Jahres» gefeiert, sind nur zwei auffällige Beispiele dafür, dass die Generation Caminada daran ist, eine grössere Rolle in den hiesigen Spitzenküchen zu übernehmen.

Vals und die Welt

Wassmer (Jahrgang 1986) war, nach Stationen bei Caminada oder bei Nuno Mendes in London, bis Ende 2014 Souschef von Mlinarevic, dann hat er die Leitung des Restaurants «Silver» im frisch renovierten «7132 Hotel» in Vals übernommen. Und wenn man bisher vor allem

wegen der spektakulären Therme oder der berührend schönen Berglandschaft in diesen etwas entlegenen Ort fuhr, so gibt es nun auch einen Grund, Vals zu besuchen, wenn man nur gut essen möchte.

Der talentierte Basler, der das «Silver» zusammen mit seiner Partnerin, der Sommelière Amanda Bulgin, führt, fällt durch leichte, feinsinnige Kombinationen auf, die Vals mit der Welt verbinden. Das Küchenteam geht zwar jeweils morgens in den Wäldern und an den Hängen vor Ort Pilze, Tannennadeln oder Beeren sammeln, aber Wassmer will keine Regionalküche anbieten. Er lässt sogar eine riesige lebende Königskrabbe aus Alaska anliefern, um sie dann sorgfältig, respektvoll und feinsinnig mit einer Creme aus gebranntem Valser Rahm und einem Krabbenfond sowie Karotten zu vereinen. Dann gibt es Wagyu-Beef aus Davos, gut abgehangenes Entrecôte vom Rind aus Nebraska oder einfach bloss Erbsen mit Pfifferlingen, Schalotten und Pfefferminze: Wassmers Geschmackspanorama ist gross, seine Fähigkeit, das Wesentliche auf einem Teller zu konzentrieren, ist weit fortgeschritten.

Restaurant «Silver» im «7132 Hotel»,
7132 Vals, Tel. 058 713 2000.
Nur abends geöffnet; montags und dienstags geschlossen.
Ausführliche Menübesprechung auf www.dasfilet.ch



Auto

VW Golf, eine Ehrenrettung

Es gerät zurzeit etwas in Vergessenheit, dass Volkswagen hervorragende, sparsame Fahrzeuge baut – wie den Golf GTE. *Von David Schnapp*

Die Diskussion über Manipulationen beim Schadstoffausstoss von VW-Dieselaautos wird seit einigen Wochen mit erstaunlichem Mangel an Fach- und Sachkenntnis geführt. Hier kann sich jeder Grüne noch schnell ins Bild drängen, um einer ganzen Industrie mit Hunderttausenden von Mitarbeitern die grundsätzliche Kompetenz für ihre eigentliche Tätigkeit, den Automobilbau, abzusprechen.

VW hat betrogen, das war ein grosser Fehler. Sind allerdings nicht auch Politiker, die ihren

Wählern versprechen, sie könnten mit einigen Massnahmen das Klima verändern, möglicherweise mit betrügerischen Absichten unterwegs? Weil sie nie einhalten können werden, was sie versprechen?

Die ganze Affäre zeigt aber auch, dass Unternehmen nicht versuchen sollten, etwas darzustellen, was sie nicht sind. Ein Autokonzern ist keine Umweltschutzorganisation, und wenn ein italienischer Sportwagenhersteller sich rühmt, zum Zwecke der CO₂-Kompensation um seine Fabrik herum Bäume zu pflanzen, wirkt das etwas gar oberflächlich. Um die Stimmung nicht zu sehr zu trüben, deshalb hier eine gute Nachricht: VW baut immer noch hervorragende Autos. VW baut Motoren, die sehr wenig fossile Treibstoffe verbrauchen, was heute allgemein als erfreuliche Sache angesehen wird. Elektrofahrzeuge etwa verbrauchen im Betrieb gar keine Treibstoffe. Die Angst, mit leeren Akkus stehenzubleiben, ist für manche Kunden aber ein Grund, kein solches Auto zu kaufen. Da helfen Mischlösungen wie der BMW i3 oder der Opel Ampera mit Range Extender oder ein Golf

GTE als Plug-in-Hybrid, den die *Zeit* als «elektrische Einstiegsdroge» betitelte.

Der GTE vereint zwei Welten für eine bessere dritte: einen Vierzylinder-Turbomotor und einen Elektromotor mit Lithium-Ionen-Akku, der an der Steckdose aufgeladen werden kann. Damit fährt man in den meisten Alltagssituationen elektrisch und auf längeren Reisen fossil. Wenn man zu Hause und am Arbeitsplatz eine Steckdose zum Laden hat, kann man den Benzinverbrauch stark reduzieren. Die elektrische Reichweite beträgt in der Theorie fünfzig Kilometer, im Alltag sind es dreissig bis vierzig. Wir kamen im Test auf einen Benzinverbrauch von sechs Litern. Das hängt aber stark von den Strecken, der Fahrweise und den Temperaturen ab.

Preis der Technik

Der Golf GTE ist ein erstaunliches Auto: technisch ausgereift, einfach zu bedienen, solide verarbeitet und so sparsam, wie es halt geht. Die Plug-in-Hybridtechnik funktioniert nahtlos, als Fahrer merkt man kaum, welcher Motor an der Arbeit ist. Bloss, wenn man den GTE-Schalter drückt, wird es akustisch etwas sportlicher, dann klingt der 1,4-Liter-Benzinmotor kernig – kombiniert leistet das Auto nun 204 PS.

Das Gratismittagessen gibt es auch beim Auto nicht, es verbraucht Strom oder Benzin oder beides. So viel wie nötig und so wenig wie möglich. Das gelingt beim VW Golf GTE erfreulich gut.

VW Golf GTE

Leistung: 204 PS/150 kW
Hubraum: 1395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 222 km/h
Preis: Fr. 42 300.–;
Testwagen:
Fr. 53 630.–





«Das ist ein Fernsehgesicht»: Schauspielerinnen Furtwängler.

MvH trifft

Maria Furtwängler

Von Mark van Huisseling — Mit der deutschen Schauspielerin und Ärztin kann man auch über Film und Schauspielerei reden. Wenn's sein muss.

Ist das karmatechnisch gut, als Schauspielerin in einer Jury zu sitzen und Filme und Schauspieler zu bewerten? – «Zum Glück haben wir keine Schauspieler bewertet. Wobei, wir wären grosszügig beschenkt worden – wir haben tolle Leistungen gesehen. Und grossartige Leistungen von Laienschauspielern, wo ich dachte: «Herrgott noch mal, was rackere ich mich ab, wenn es so brillante Laien gibt? Ob es karmatisch gut war, kann ich nicht sagen. Es war für mein Verständnis von Film auf jeden Fall gut, weil ich mit sehr guten Co-Juroren zusammen war, da habe ich viel gelernt.» – «In Interviews sagen Sie, Sie seien ehrlich. Seien Sie ehrlich – haben Sie schlechte Filme gesehen?» – «Es war der eine oder andere dabei, aus einem sind wir alle nach und nach rausgegangen...» – «Wie hiess der?» – «Das kann ich nicht sagen, das wäre nun doch zu ehrlich. Es gab aber auch Filme, bei denen wir herrlich unterschiedlicher Meinung waren.»

Maria Furtwängler ist eine deutsche Schauspielerin und Ärztin. Die Furtwänglers seien seit Generationen eine «schillernde deutsche Künstlerdynastie, bringen Dichter, Denker und andere Künstler hervor» (Westdeutscher Rundfunk); Wilhelm Furtwängler, dessen Grossnichte sie ist, war Dirigent, sein Vater der bedeutendste Archäologe seiner Zeit, ihre Urgrossmutter Politikerin. Sie selber studierte Medizin und arbeitete als Ärztin, fand danach jedoch zur Schauspielerei zurück, steht bei Wikipedia, etwa als «Tatort»-Kommissarin Charlotte Lindholm oder als Gräfin von Mahlenberg im deutschen TV-Zweiteiler «Die Flucht». Beim diesjährigen Zurich Film Festival war sie Jury-Mitglied, in der Kategorie «Internationaler Spielfilm». Sie ist verheiratet mit Hubert Burda, einem deutschen Verleger (*Bunte*, *Focus*); das Paar hat zwei erwachsene Kinder, sie lebt in München.

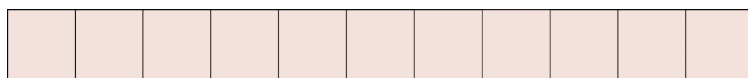
«Sie spielen eher wenig Film- oder Fernsehrollen; ist das wie: «Der grosse Schneider näht wenig Kleider», oder gibt es andere Gründe?» – «Ich mach', schon seit immer eigentlich, am meisten Fernsehen und bin auch da sehr *picky* [wählerisch]. Ich bin aber stolz, dass wir eben diesen Kinofilm hier hatten [«Das Wetter in geschlossenen Räumen»]; deutsches Drama, sie spielt die Hauptrolle. Und es ist nicht ganz leicht, wenn man prominent im Fernsehen ist, gute Kinofilme zu bekommen; es gibt den Spruch: «Das ist ein Fernsehgesicht.» Ich glaub' zwar, das ändert sich im Moment. In Amerika – wo ja der Trend immer herkommt – sind viele Talente ins serielle Erzählen gegangen. Der *gap* [Kluft] zwischen «Oh, das grosse Kino» und «Ach, das billige Fernsehen» baut sich ab.»

«Der Philosoph Singer sagt, wenn ein Mann Erfolg habe, werde er sexuell attraktiver; eine Frau werde sexuell unattraktiver...» – «Ist das Peter Singer? Ganz interessant, ein erkenntnistheoretischer Monist; er sagt, es gebe nicht den Geist, die Seele – es ist alles hier drin, innerhalb dieser Schachtel [sie meint den Kopf. Monismus: Es gibt nur eine Substanz, Geist oder Materie].» – «Wie sehen Sie's, als erfolgreiche Frau?» – «Da ist sicherlich viel Wahres dran. Ich hab immer wieder von erfolgreichen, sagen wir, mächtigen Frauen gehört, dass es ihnen schwerfällt, einen Kerl zu finden. Weil die wenigsten sich da rantrauen. Was es wohl bedarf, ist eine neue Definition von Männlichkeit.» – «Streng besehen, ist der Mann ein Auslaufmodell, seit der Möglichkeit des Klonens ist er nicht mehr nötig, macht höchstens noch Spass...» – «Ha, ja, ja. Es ist erstaunlich, dass die Frauen weltweit so unfassbar unterdrückt werden: verkauft als Bräute, Prostituierte... Menschenhandel ist omnipräsent, auch hierzulande. Es ist Zeit, dass Männer sagen: «Wir wollen ein neues Männerbild.» Eine Frau schlecht zu behandeln, ist heute sozusagen auf dem sozial akzeptierten Niveau. Dass das uncool wird, fände ich schön.»

«Sie sind in einer *age gap*-Beziehung [Hubert Burda ist 75]. Als Sie Ihren Mann kennenlernten, war er Mitte vierzig – reif, aber noch jung. Heute stehen Sie, wie man sagt, mitten im Leben, und er ist ein alter Mann. Wie ist das für Sie?» – «Beziehungen, ganz egal, ob mit oder ohne *age gap*, erreichen immer wieder neue Stufen. Und dann kommen neue Herausforderungen. Ich glaube, man muss sich in einer Beziehung immer wieder neu definieren, sich neu finden und erfinden. Das ist ein *roller coaster* [Achterbahn], und die Fahrt geht nicht ohne Schrammen und Blessuren. Ich bin ganz stolz, dass wir ein lebenswertes Miteinander haben.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Nach Hause fahren und den Junggesellenabschied einer Freundin feiern. Und dann dreh' ich einen «Tatort», den tausendsten «Tatort.»

Ihr liebstes Restaurant: «Ich war heute in einem essen, das fand ich sehr lecker, es hiess «Bindella.»
«Bindella», In Gassen 6, Zürich, Tel. 044 221 25 46

| | | | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|--|----|----|----|--|----|
| | 1 | 2 | | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | | 8 | 9 | 10 | | |
| 11 | | | | 12 | | | | | | | | | | 13 |
| 14 | | | | | | | | | | 15 | | | | 16 |
| 17 | | | | 18 | | | | | | | | | | |
| | | 19 | 20 | | | | | | | | 21 | | | |
| 22 | 23 | | | | | 24 | 25 | | | 26 | | | | |
| 27 | | | | | 28 | | | | | | 29 | 30 | | 31 |
| | | | 32 | 33 | | | | | | 34 | 35 | | | |
| 36 | | 37 | | | | | 38 | 39 | | | | | | 40 |
| 41 | | | | | | | | | | 42 | | | | |
| 43 | | | | | | | | 44 | | | | 45 | | |
| 46 | | | | | | | | | | 47 | | | | |



Lösungswort — Kleinlichkeit ist Teil von ihm

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Sie bezeichnet teils auch die x-Koordinate eines Punktes 8 Hauptstadt Japans im 7. Jahrhundert. 11 Tim muss an zweiter Stelle folgen, um sie mit nötigem Abschluss zum Klingen zu bringen. 12 Soll Kunst sein, was er reproduziert. 14 Ein Schritt, der auf den eigenen Weg führt. 15 Gewissermassen göttlicher Lohn, solch eine Krone. 17 Der Aufguss, teils wirklich kulinarischer Genuss. 18 In Frankreich braucht man dafür sechzig Jahre. 19 Schlicht ein Schwabenkorn. 21 Zahl: bei Schweizern beim Spiel ein Trumpf. 22 Der Verband aus Asien ist knapp bemessen. 24 Sie schufteten, die Frauen, nicht nur bei Bauern. 27 Nicht wie 28 waagrecht vom Himmel sondern aus Italien. 28 Wunderbare Nahrung, geradezu himmlisch. 29 Der Däne Peter und seine Vorstellung vom 20. Jahrhundert. 32 Das waghalsige Kunststück ist auch ein Stück Akrobatik. 34 Ein bisschen Schweizer Geographie: Talabschnitt des Oberwallis. 36 Mit mehreren hat man 38 waagrecht weggeputzt. 38 Süsse Grüsse aus Saronno. 41 Einer aus dem Morgenland. 42 Verschwenderisch, so zu leben - naja, teilweise. 43 Mit gedachter zweiter Hälfte dann wirklich ein älterer Herr. 44 Sie bestätigt, dass jemand studiert. 45 Kurz: transatlantische Drogenvollzugsbehörde. 46 Folgt sie auf den Herbst, blüht sie zierlich. 47 Reise mit Wind und Wasser.

Senkrecht — 1 Des Spielers doppeltes Glück und Mathematikers Verbindung zweier Grössen. 2 So ist er, der Bücherwurm. 3 Garnieren oder ornamentieren – wie man will. 4 Die einen verleitet sie zum Träumen, andern verleidet sie. 5 Man muss 32 waagrecht folgen, um das Double zu erkennen. 6 Brutstätte, sieht aber ziemlich chaotisch aus. 7 Zwischen hingebungs- und ehrfurchtsvoll. 8 So ein See, genau wie jener italienische Gletschersee. 9 Der Anwesende mag ein Mitspieler sein. 10 Seit jehrer Staat der USA. 11 Ein ziemlich unordentlicher Ort am Inn im Engadin. 13 Faseriges Gebilde. 16 Für den Fang von Fischers Fischen. 20 Die Übergänge setzen Erhebungen voraus. 23 Sie können ganz schön bissig sein. 25 Nach der Wende in Ungarn 1989 stand er ganz oben. 26 Die Lady ist nicht so blöd, wie man meinen könnte. 28 Rechtsschutz nach germanischer Auslegung. 30 Ein Zeitgenosse Rembrandts: Adriaen van ... 31 Ein Militär, eine geraume Weile ist es her, gefällt den Schweizern sehr. 33 Staatsymbol Japans, das 125. 35 Die Bahn mit der Form einer Ellipse. 36 Sardisch, gehört zu den 200 schönsten Dörfern Italiens. 37 Womit der Apfel zum immergrünen Baum mutiert. 39 Liquid, die Masse, und massenhaft über den Erdball verteilt. 40 Freundschaft: für Gracián war sie eine ... zwischen zwei Menschen.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 437

| | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | A | R | A | S | | C | R | A | C | K | | A | | G |
| | M | A | G | I | E | | E | | H | U | B | B | L | E |
| A | M | D | E | N | | A | N | G | E | B | E | R | | M |
| L | E | O | N | A | R | D | O | | M | A | R | I | N | E |
| A | R | N | D | T | | U | | P | I | N | E | | | I |
| R | | | A | R | A | L | S | E | E | | I | B | A | N |
| I | | F | | A | R | T | E | N | | S | T | A | R | |
| C | H | E | F | | A | | E | N | D | E | | S | I | E |
| H | O | E | R | I | G | | L | E | U | C | H | T | E | |
| | T | R | E | M | O | L | A | | T | R | O | E | G | E |
| H | A | I | N | A | N | | N | | S | E | T | T | E | R |
| | N | E | I | N | | A | D | R | E | T | T | | | L |

Waagrecht — 1 ARAS (in der Türkei entspringender Fluss, Papageien) 5 CRACK (Software, Droge) 11 MAGIE 12 HUBBLE 14 AMDEN (amoenus mons: lieblicher Berg, so der eigentliche Name) 15 ANGBER 16 LEONARDO 17 MARINE 18 ARNDT (Kurzform von Arnold) 19 PINE (engl. f. Kiefer, Föhre) 20 ARALSEE 23 IBAN 27 ARTEN 28 STAR 29 CHEF 32 ENDE 34 SIE (Eis) 35 HOERIG 37 LEUCHE 39 TREMOLA 40 TROEGE 42 HAINAN 43 (Gordon) SETTER 44 NEIN 45 ADRETT

Senkrecht — 1 AMMER 2 RADON 3 AGENDA 4 SINATRA 6 RENO (it. Fluss, it. f. Rhein) 7 CHEMIE 8 KUBAN 9 ABRI (Felsüberhang als Unterstand) 10 GEMEIN 13 BEREIT 14 ALARICH (IL., König der Westgoten) 15 ADULT 19 PENNE 21 ARAGON 22 SEELAND 24 BASTET 25 ARIEGE 26 FEERIE (franz. für Zauberwelt, Theatergenre: Vorläufer des Musicals) 28 SECRET (engl. f. Geheimnis) 30 HOTAN 31 FRENCH 33 DUTSE 36 IMAN (Glaube im Islam) 38 HOTT 41 ERL

Lösungswort — **GEGEBENHEIT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



source.

ETF-Kompetenz

Sich auf eine Sache konzentrieren und diese richtig machen. Das ist unsere Philosophie. Der exklusive Fokus auf Exchange Traded Funds ermöglicht es uns, ein umfangreiches Spektrum an einzigartigen Investitionsmöglichkeiten anzubieten. Und er hat uns zu einem der größten Anbieter in Europa werden lassen, mit einem breiten ETF-Angebot, aus dem ausgewählt und kombiniert werden kann. Probieren Sie Source, die ETF-Experten.

Sprechen Sie mit Ihrem Finanzberater und besuchen Sie www.sourceetf.ch um zu erfahren, wie ihr Portfolio von Source-Produkten profitieren könnte.

sourceetf.ch

**Die von Source angebotenen Produkte setzen ihr Kapital Risiken aus.
Anleger erhalten den ursprünglich investierten Betrag möglicherweise nicht zurück.**

Source ETFs sind UCITS-konform. Sie sollten eine Transaktion erst dann vornehmen, wenn Sie sich der damit verbundenen Risiken vollständig bewusst sind und eigenständig festgestellt haben, dass das Geschäft für Sie geeignet ist. Sie sollten vor der Investition alle relevanten Prospektinformationen lesen. Die Prospekt Dokumente beschreiben die Struktur, Risiken und verbundenen Kosten von Source-Produkten und sind unter www.SourceETF.ch erhältlich. Diese Anzeige wurde von der Source Schweiz GmbH, Kappelergasse 11, 8001 Zürich, herausgegeben. Die Source Schweiz GmbH ist von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) als Vertriebsträger zugelassen und untersteht deren Aufsicht.